

gemeindereferentinnen
bundesverband

das magazin

Wir wissen es nicht

Leben in Corona-Zeiten



● **GLASPERLENSPIELE IN DER FILTERBLASE**
Alois Halbmayr zu kirchlichen Positionierungen

● **KIRCHLICHES AGIEREN IN DER KRISE**
5 Stimmen auf 3 Fragen an

● **SEELSORGE IN DER KRISE**
Mobile Einsatzgruppe für Covid-19-Kranke

● **MEIN LEBEN IN CORONA-ZEITEN**
5 Erlebnisberichte

Auf dem Weg

Oh, denke ich
beim Öffnen
der Hanuta Packung.

Da ist ja noch
ein Gimmick dabei.

Fest verschweißt
in Klarsichtfolie
taucht ein Bild auf.

Marc-André Ter Stegen
lächelt mich an.
»Auf dem Weg zur EM 2020«
steht unten
auf dem Abziehbild.

Okay, denke ich,
wie in all den Jahren zuvor
nutzt FERRERO die EM
für eine Werbekampagne
und packt zu jedem Hanuta
Fußball-Sammelbilder.

Aber, so überlege ich weiter,
komisch, EM 2020?
Die findet doch gar nicht statt,
wurde doch verschoben
auf das kommende Jahr,
wegen der Corona Pandemie.

Scheinbar konnte FERRERO
nicht schnell genug reagieren.

Die Packung war wohl
schon produziert,
bevor es zum Lockdown kam.

So kann es gehen.

Eine lang geplant Werbeaktion,
sicherlich nicht ganz preiswert.

Und dann kommt
das Virus dazwischen
und schmeißt
alle Pläne über den Haufen.

Die Produktionsmaschinerie,
lang geübte Routine,
läuft schon und kann
nicht mehr gestoppt werden.

Ich komme ins Nachdenken:
Ist das nicht ein treffendes Sinnbild
für manches,
was gerade in Kirche geschieht.

Die »Produktion« läuft weiter,
routiniert machen wir weiter,
wie immer.

Und wir merken nicht,
dass sich die Zeiten
geändert haben,
dass das, was wir tun,
nicht mehr passen will
in das hier und heute.

Und das,
wenn wir ehrlich sind,
eigentlich nicht erst seit Corona.

● FRANK REINTGEN (KÖLN, MAI 2020)



»Wir wissen es nicht! !«

Liebe Leserinnen und Leser,

was wird sein, wenn Sie dieses Magazin in etwa vier Wochen der Hand halten? Wurden die Lockerungen sukzessive ausgeweitet? Bewegt sich die Reproduktionszahl stabil unter 1,0? Bestimmen Geduld, Vernunft und Rücksichtnahme das Verhalten der Menschen in unserer Gesellschaft? Oder droht eine zweite Welle? Musste manch Befreies schon wieder rückgängig gemacht werden? Werden die Menschen immer leichtsinniger, die Kritiker zahlreicher? Was kommt heute, am Tag, an dem Sie dies lesen, in den Nachrichten? Nicht nur über Deutschland, sondern mit Blick in die ganze Welt?

In diesem Magazin kommen Menschen aus unterschiedlichen Altersgruppen und Lebenssituationen zu Wort und erzählen, wie sie die Krise erleben. In anderen Berichten wird geschildert, wie Christsein in der Zeit der Pandemie gelebt werden kann, privat oder beruflich. Auch die »Drei Fragen an« nehmen Rolle und Handeln der Kirche in den Blick. Interessanterweise habe ich dieses Mal zu meinen Anfragen um Berichte oder Antworten nur Zusagen erhalten. Bisher war üblich, dass etwa die Hälfte der Angefragten abgesagt hat – meist aus Zeitgründen.

Die hohe Bereitschaft mag etwas damit zu tun haben, dass in letzter Zeit manche Termine ausgefallen sind. Ein Grund ist jedoch sicher auch, dass die Pandemie eine Situation ist, die jeden betrifft. Manche wurden infiziert oder sorgen sich um Erkrankte, bei anderen wurde der ganze Lebensrhythmus durcheinandergewirbelt, wieder andere kommen in Existenznot. Wir sind konfrontiert mit einem Ereignis, das vieles für immer verändert. Eine zentrale Erfahrung, die grundsätzlich angesichts der Verletzlichkeit des Lebens immer gilt, ist derzeit stärker denn je im Bewusstsein: Wir wissen es nicht! Wir wissen weder genau, was passiert ist, noch wie wir die Gefahr am effektivsten bekämpfen sollen. Wir wissen nicht, wie es weitergehen wird – mit dem evtl. mutierenden Virus, mit Schutz- und Behandlungsmöglichkeiten, mit gesellschaftlichem Leben und wirtschaftlicher Stabilität, mit Kirche sein.

Es bleibt uns nur, mit dieser Ungewissheit zu leben, uns so gut wie möglich zu informieren und unser Verhalten immer wieder flexibel an das anzupassen, was ist.

● REGINA NAGEL

INHALT

- Editorial ----- S. 3
- Titel ----- S. 4
- Bistümer ----- S. 38
- Synodaler Weg ----- S. 39
- Literatur ----- S. 40
- Glosse ----- S. 42
- Impressum ----- S. 42



Foto: The Ian@unsplash.com

Glasperlenspiele in der eigenen Filterblase

Anmerkungen zu kirchlichen Positionierungen in der Coronakrise

In der Stille des Karsamstags lädt Alois Halbmayr zu einer aktuellen kirchlichen Bestandsaufnahme ein.

Normalerweise äußere ich mich öffentlich nicht zu kirchlichen Entwicklungen. Zum einen sind andere dazu berufener und gewiss auch näher an der Sache, zum anderen erspart es Ärger und Frustration. Meine Hoffnung auf eine Reformierbarkeit der Kirche ist in weiten Teilen zum Erliegen gekommen. Ich sehe nicht, wie die verschiedenen Veränderungsimpulse auf fruchtbaren Boden fallen könnten. Re-Klerikalisierung, institutionelle Fixierung und Milieuverengung schreiten munter voran, eine Trendwende kann ich derzeit nicht erkennen.

Ekklesiologische Fragen diskutiere ich normalerweise mit Kolleg*innen bei Zusammenkünften und mit Studierenden im Hörsaal. Das ist mir derzeit nur sehr begrenzt möglich, deshalb formuliere ich an dieser Stelle einige Aspekte, die aus meiner Sicht in den derzeitigen kirchlichen Debatten, die ja immer implizit auch theologische sind, etwas zu kurz kommen:

1. Die Unangebrachtheit der Strafmetapher

Es hat sich bereits recht hurtig so etwas wie eine eigene Coronatheologie entwickelt. Sie stellt sich der Frage, wie die Coronakrise theologisch zu deuten sei. Qualität und Überzeugungskraft der beigebrachten Argumente sind, wie immer in solch erhitzten Zeiten, sehr unterschiedlich. Neben lautem Getöse, nerviger Besserwisserei und moralischem Überlegenheitsgestus finden sich auch nachdenkliche Analysen, die ihre Ratlosigkeit bekennen und im Urteil sehr abwägend sowie zurückhaltend sind. Interessanterweise taucht in diesen Diskursen relativ häufig das Strafargument auf, natürlich in verwandelter und zeitgemäßer Form. Die Diktion geht in etwa so: Corona ist keine Strafe Gottes (offensichtlich muss man das immer noch betonen), aber es for-

dert uns auf, unseren Lebensstil zu ändern. Denn, so diese Logik, wir haben die Natur ausgebeutet, ungerechte Gesellschaftsordnungen geschaffen, den Kapitalismus nicht gehemmt und ökonomische Verwerfungen zugelassen. Covid-19 ist in gewisser Weise die Rache der Natur bzw. unserer entfremdeten Lebensart, letztlich also die Strafe für unser Verhalten oder zumindest dessen Konsequenz. Logisch und pragmatisch funktioniert dieses Argument exakt so wie das Argument der Gottesstrafe, nur ist es nicht ein Gott, der uns die Plage schickt, damit wir umkehren, sondern die Natur, die als säkularisierte Strafinstanz erscheint.

Vor solchen Argumenten wird sich der aufgeklärte Zeitgeist geflissentlich hüten. Denn er weiß: Pandemien hat es immer gegeben und sie würden wohl auch in der gerechtesten und ökologischsten aller Welten vorkommen. Pandemien gibt es, so sagt es die historische Zunft, seit es Menschen gibt und sie treten immer dort auf, wo hohe Bevölkerungsdichten existieren und damit ausreichend Möglichkeiten der Streuung vorhanden sind – und diese erweitern sich nun einmal in einer globalisierten Welt. Die entscheidende Herausforderung liegt deshalb immer darin, die Streuung des Virus so gut es geht zu verhindern bzw. zu begrenzen. Mit Rache, Strafe, Schuld hat sein Aufkommen nichts zu tun.

2. Das Eingestehen des Nichtwissens und die Perspektive des Hiob

Im öffentlichen Diskurs spielen theologische Interpretationen keine große Rolle. Und, man muss es sagen, das ist auch gut so. Denn es gibt keine theologische Erklärung oder Deutung dieser Pandemie. Sie ist eine medizinische, politische, ökonomische und wohl auch psychologische Frage, aber sie ist keine unmittelbar theologische. Woher stammt eigentlich die Überzeu-

*Menschen in ihren Ängsten und Sorgen, Nöten
und Verzweiflungen zu begleiten, konkret zu helfen,
wo es nötig ist, und gemeinsam Hoffnung und
Vertrauen zu stärken, damit der Finsternis, die derzeit
so nahe erscheint, nicht das letzte Wort zukommt,
sondern nur das vorletzte.*

gung, als Theologe*in zu allem Stellung beziehen, zu allem eine theologische Deutung vorlegen zu müssen? Könnte es sein, dass die Pandemie gar keiner solchen fähig ist? Hier gilt, was in vergleichbaren Situationen grundsätzlich gilt: In theologischer Perspektive führt über die klassische Antwort des Buches Hiob keine weiterreichende Erklärung hinaus: Wir wissen nicht, warum die Welt so ist, wie sie ist, warum die einen leiden und die anderen nicht, die einen ein hartes Schicksal trifft und die anderen von allen möglichen Gefährdungen verschont bleiben. Wir würden es gerne wissen, möchten es gerne wissen, sollten es auch wissen, aber es ist uns einfach nicht möglich. Wir können uns darüber ärgern, enttäuscht sein und auch unseren Protest erheben, aber am Ende des Tages ist die Antwort immer die gleiche: Wir wissen es einfach nicht.

3. Die berechnete Zuversicht des Glaubens

Was lässt sich dann aber theologisch begründet überhaupt sagen? Im Grunde genommen nur das, woran sich die Glaubensgeschichte seit Anfang an abarbeitet und wozu sie sich nach so vielen leidvollen, traurigen, aber auch hoffnungsvollen und erfreulichen Erfahrungen durchgerungen hat: Zwar wissen wir nicht, warum die Welt so ist wie sie ist, aber wir dürfen mit guten Gründen auf Gottes Zusage vertrauen, dass er unser Leben in der Hand hält, es begleitet und führt, auch im größten Unglück und Elend gegenwärtig und treu ist, ja letztlich auch das verlorenste, bitterste und viel zu früh beendete Leben zur Vollendung führt (vgl. Jes 43,1-7; Röm 8,31-39). Diese Zuversicht ist uns nicht im Modus des Wissens, sondern allein im Modus der Hoffnung zugänglich.

4. Das Entwickeln von Hoffnung als eine Kernaufgabe

Was wäre nun kirchlicherseits zu tun? Im Grunde das weiterzuentwickeln bzw. zu verstärken, was in vielen Diözesen, Gemeinden, Initiativen mit beeindruckendem Engagement bereits versucht und angeboten

wird: Menschen in ihren Ängsten und Sorgen, Nöten und Verzweiflungen zu begleiten, konkret zu helfen, wo es nötig ist, und gemeinsam Hoffnung und Vertrauen zu stärken, damit der Finsternis, die derzeit so nahe erscheint, nicht das letzte Wort zukommt, sondern nur das vorletzte. Ein solches Handeln zwingt zu einer Verschiebung der Perspektiven. Dieses könnte im besten Falle dazu führen, dass die gesetzten Initiativen letztlich nicht von der Angst getrieben sind, als Kirche im Wettkampf der Aufmerksamkeiten nicht unterzugehen, sondern aus der tiefen Überzeugung heraus erwachsen, in der absichtslosen Zuwendung und Unterstützung der Menschen, in ihrer Stärkung und Ermutigung dem eigenen Grundauftrag zu folgen.

5. Die Zuwendung zum Nächsten als höchste Form des Gottesdienstes

In dieser Krise zeigt sich erneut: Die wichtigste, ursprünglichste und höchste Form des Gottesdienstes – hin und wieder wird in Kommentaren darauf hingewiesen – ist die Nächstenliebe, die Solidarität mit den Bekümmerten und Notleidenden. Dieser Gottesdienst ist derzeit besonders gefragt – und er wird in bewundernswerter Weise auch von sehr vielen Menschen (Gläubigen und Nichtgläubigen) gefeiert, von all den Menschen, die Not lindern und Hoffnung geben, von all den Engagierten im Gesundheitswesen, im Infrastruktur- und Versorgungsbereich, in den zivilgesellschaftlichen Initiativen. Das gibt Hoffnung und Zuversicht.

Gerade in Zeiten einer Krise, wo die ohnehin vorhandenen gesellschaftlichen und sozialen Spaltungen besonders offensichtlich werden und sich zugleich vertiefen, gewinnt das Hinausgehen an die Ränder, das Papst Franziskus auch in Zeiten der Coronakrise immer wieder einmahnt, eine neue Dringlichkeit. Denn die marginalisiertesten, verletzlichsten und gefährdetsten Gruppen, die derzeit durch alle möglichen sozialen Netze zu fallen drohen, brauchen am dringendsten unsere Hilfe. Genau darin wird die vorrangige Option für die Benachteiligten und Gefährdeten konkret.

Man staunt nicht nur über die Selbstverständlichkeit, mit der die Priester aus ihrer Einbindung in das Volk Gottes herausgenommen und ihnen zusätzliche sakramentale Aufgabe zugesprochen wird. Die Priester sollen nun nicht mehr nur Christus und das Gegenüber zur Gemeinde repräsentieren, sondern gleichzeitig auch noch das Volk Gottes verkörpern.

6. Ein verkürztes Eucharistieverständnis und ein problematisches Priesterbild

Blickt man auf die derzeit breit geführte Eucharistie-debatte, so stellt sich auch hier ein besonderes Unbehagen ein. Die intensiven Diskussionen über die Möglichkeiten einer Eucharistiefeier ohne Beteiligung der Gläubigen (»Geistermessen«) offenbaren bedenkliche Schieflagen, die sich ins Grundsätzliche erweitern, wenn etwa gesagt wird, dass „jeder Priester, egal welchen Alters, selbst in der gegenwärtigen Ausnahmesituation das Recht habe, persönlich die Osterliturgien zu feiern“ (so im Newsletter der ED Salzburg vom 27. März). Man staunt nicht nur über die Selbstverständlichkeit, mit der die Priester aus ihrer Einbindung in das Volk Gottes herausgenommen und ihnen zusätzliche sakramentale Aufgabe zugesprochen wird. Die Priester sollen nun nicht mehr nur Christus und das Gegenüber zur Gemeinde repräsentieren, sondern gleichzeitig auch noch das Volk Gottes verkörpern.

Eine größere Überhöhung und Ideologisierung, die mit einer eigentümlichen Entweltlichung einhergeht, ist eigentlich nicht mehr denkbar. Hier wird ein Rückfall in ein Eucharistie- und Priesterverständnis offensichtlich, wie es das Zweite Vatikanische Konzil so nachdrücklich überwinden wollte. Solche Rückwärtsorientierung treibt die kirchliche Selbstmarginalisierung weiter voran. Wer im Fernsehen oder Internet manche Übertragungen von Eucharistiefeiern sieht, mit einer Handvoll ausgewählter Personen, buchstäblich hinter verschlossenen Türen – wen deprimiert ein solches Bild nicht und wer sieht es nicht als Vorboten der Zukunft?

7. Die soziale Dimension des »eucharistischen Hungers« und die vielfältigen Formen der Realpräsenz Christ

Diese Rückwärtsorientierung zeigt sich auch in der Debatte über den »eucharistischen Hunger«. Wenig überraschend wird er auf die Frage nach den Möglichkeiten des Kommunionempfangs reduziert. Nun gibt es keine verlässlichen Daten darüber, wie groß dieser Hunger

ist, aber es könnte durchaus sein, dass er sich in Grenzen hält, dass es für viele Menschen zwar bedauerlich aber durchaus verschmerzbar wäre, zu Ostern einmal keine Kommunion empfangen zu können.

Aber gibt es nicht auch einen eucharistischen Hunger nach Gemeinschaft, nach dem sprichwörtlichen Miteinanderfeiern, nach den Zeichen des Getragen-, Zusammen- und Aufgehobenseins? Diese soziale Dimension des eucharistischen Hungers kommt kaum in den Blick. Vielleicht zeigt sich der eucharistische Hunger gegenwärtig in neuen Formen, in der Sehnsucht nach Verständnis, Sinndeutung, Zugehörigkeit, Gemeinschaft, Hoffnung und Zuversicht. Vielleicht zeigt er sich im Wunsch nach echtem Trost, im hoffnungsvollen Blick in die Zukunft, und ja, auch im Wunsch nach der Nähe Gottes, der oft so fern erscheint.

Um das zum Ausdruck zu bringen, zu feiern, zu klagen und zu erbitten, gibt es aber mehr Formen als nur die Eucharistiefeier. Man denke an die altbewährten Rituale der Tagzeitenliturgien, an die Traditionen der Hauskirche, an den Reichtum der liturgischen Gesänge oder an die Elemente der strukturierten Unterbrechungen. In diesen verschiedenen liturgischen Formen ist Christus ebenso – und zwar ganz und gar – gegenwärtig, wie das Konzil in einer seiner schönsten Passagen überhaupt formuliert, im Artikel 7 der Liturgiekonstitution. Und nur nebenbei: Wenn an der Eucharistiefeier und am Kommunionempfang alles hängt, warum werden diese dann jenen Menschen, die in Regionen leben, in denen es nur sehr wenige Priester gibt, so selbstverständlich verwehrt? Anderen Weltregionen wird (auch im Nachklang zur Amazonassynode und Querida Amazonia) achselzuckend zugemutet, was hierzulande als unzumutbar erscheint. Diese Logik erschließt sich nicht.

8. Statt einer Prognose der bleibende Blick auf die großen und kleinen Herausforderungen

Ich schließe mit einer Überlegung zur Frage, worin der größte Dienst der Theologie gegenwärtig und wohl



auch in naher Zukunft liegen könnte. In einem ersten Schritt könnte es darum gehen, auf jegliche Spekulationen darüber, was sich alles verändern und wie die Gesellschaft in Zukunft aussehen wird, restlos zu verzichten. Es ist deprimierend zu sehen, welch breiter Raum den Sterndeuter*innen, Prognostiker*innen und Hellseher*innen derzeit in den Feuilletons eingeräumt wird. Dabei gilt auch hier: Niemand kann doch wissen, wie die weitere Entwicklung verläuft, was noch alles kommt. Vielleicht erwächst ein solidarisches Umdenken, vielleicht ist die Gesellschaft am Ende aber auch völlig erschöpft und sind große Teile so traumatisiert, dass erst recht ein harter Verteilungskampf ausbricht und die gesellschaftliche Spaltung sich vertieft. Was kommt, wissen wir einfach nicht, gestehen wir uns es offen und ehrlich ein.

Was ist uns dann aber noch möglich? Das, was auch bisher gegolten hat, nämlich die Zeichen der Zeit zu erkennen und im Lichte des Evangeliums zu deuten (GS 4), aufmerksam und kritisch die gesellschaftlichen Prozesse zu beobachten, zu begleiten und sich einzubringen. Jetzt geht es vordringlich darum, die Pandemie zu beenden, alles zu tun, dass im wahrsten Sinne des Wortes niemand zurückgelassen wird, also eine optimale Versorgung für jeden Menschen, der sie braucht, gewährleistet bleibt. Es ist eine Errungenschaft des modernen Sozialstaates und unbestrittener Teil seines Selbstverständnisses, dass kein utilitaristisches Denken einzieht, sondern sich die medizinische Versorgung allein nach den Erfordernissen der Patient*innen richtet.

Spannend wird es nach überwandener Krise. Denn schon heute ist absehbar, dass sich viele grundlegende Fragen stellen werden: Werden die (derzeit gewiss notwendigen) Einschränkungen der Grundrechte wieder vollständig aufgehoben? Wem werden die entstandenen Kosten aufgebürdet, wie können diejenigen, die derzeit die großen Verlierer*innen in sozialer und ökonomischer Hinsicht sind, wieder Perspektiven

entwickeln? In welcher Weise braucht es den Umbau unserer Gemeinwesen und Ökonomien? Wie kann es uns gelingen, fairere Lohn- und Besitzverhältnisse zu schaffen und mehr Menschen von einem nachhaltigeren Lebensstil zu überzeugen?

Denn vieles ist ja mit der Coronakrise nicht fundamental anders geworden. Es war auch bisher nicht in Ordnung, dass mit großer Selbstverständlichkeit der eigene Ressourcenverbrauch externalisiert und der Allgemeinheit aufgebürdet wurde, dass die Schieflagen in Einkommen und Vermögen nicht mehr begründet, sondern nur mehr zur Kenntnis genommen werden konnten. Diese Debatten um die Zukunft unserer Gesellschaften werden unweigerlich an Fahrt gewinnen. Vielleicht schaffen es unsere Demokratien, im Zuge dieser kommenden Auseinandersetzungen einige der großen Schieflagen zu korrigieren, wieder mehr soziale Gerechtigkeit zu ermöglichen, den Ressourcenverbrauch zu drosseln und, man sollte immer wieder mal daran erinnern, endlich eine adäquate Besteuerung der großen (Internet) Konzerne und Kapitalgesellschaften zu erreichen. Dass die Hauptlast in der Krisenbewältigung nicht wieder die breiten Mittelschichten (durch erhöhtes Steueraufkommen) und die ärmeren Segmente (durch Kürzungen der Transferleistungen) tragen müssen, darin wird die große Herausforderung bestehen. Hoffentlich fehlen dann nicht die qualifizierten Beiträge aus den theologischen Wissenschaften, denn zu diesen Fragen hätten religiöse Traditionen eine Menge beizutragen. Sie sind allemal wichtiger als Glasperlenspiele in der eigenen Filterblase.

● ALOIS HALBMAYR

ist ao. Professor für Systematische Theologie und Dekan der Theologischen Fakultät in Salzburg

Artikel zuerst erschienen in »feinschwarz – theologisches Feuilleton« am 14.04.2020. · <https://www.feinschwarz.net/glasperlenspiele-in-der-filterblase-kirchliche-positionierungen-in-coronakrise/>



Kirche in Corona-Zeiten

Drei Fragen an...

In Zeiten der Pandemie kann man ein breites Spektrum beobachten, was sich in Kirche so tut. Dies führt u. a. dazu, dass in Presse und sozialen Medien grundlegende Fragen zum kirchlichen Auftrag diskutiert werden. Konkrete Beispiele: Es gibt viel positives Engagement – da wird Kontakt gehalten zu Kommunionkindern, deren Erstkommunion nicht zum geplanten Zeitpunkt stattfinden kann, Kirchenmusiker musizieren zur Freude der Bewohner vor dem Seniorenheim, Jugendliche bieten denen, die zur Risikogruppe gehören, Hilfsdienste an, eine ganze Reihe pastoraler Mitarbeiter verbreitet über das Internet

Impulse, die guttun und Verbundenheit bewirken, christliche Familien feiern kreativ das Osterfest. Daneben werden Eucharistiefeiern in Fülle gestreamt, die bei vielen eher ein ungutes Gefühl auslösen. Bischöfe setzen sich dafür ein, dass möglichst rasch wieder öffentliche Gottesdienste gefeiert werden können. Manche reden dabei von Einschränkung der Religionsfreiheit. Und natürlich gibt es auch die, die nach wie vor Mundkommunion propagieren, denn an so einer heiligen Hostie kann ja kein Virus überleben – ebenso wenig in Badewannen voller Lourdeswasser. – Auf diesem Hintergrund drei Fragen:

1. Wie erleben Sie kirchliches Agieren in dieser Krisenzeit? Was fällt Ihnen auf?

2. Entspricht das, was Kirche tut und anbietet Ihrer Meinung nach ihrem Auftrag, sowie dem Bedarf der Mitglieder und der Gesellschaft? Wo erkennen Sie Stärken von Kirche und wo offenbart die Krise die Schwächen evtl. noch mehr als zuvor?

3. Wird sich etwas ändern in der katholischen Kirche in dieser Zeit und in der Zeit danach? Haben Sie Befürchtungen, Hoffnungen, Wünsche?





Drei Fragen an ...

Dr. Benedikt Jürgens

Leiter des Kompetenzzentrums Führung am zap (Zentrum für Angewandte Pastoralforschung) an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Ruhr-Universität Bochum

1. Wie erleben Sie kirchliches Agieren in dieser Krisenzeit? Was fällt Ihnen auf?

In meiner Wahrnehmung dreht sich beim kirchlichen Agieren in der Corona-Pandemie alles um die Gottesdienste – wobei ich hier vor allem die katholische Kirche vor Augen habe. Alle Aufmerksamkeit und emotionale Energie konzentriert sich auf die Frage, wie man mit dem Ausfall der Gottesdienste umgehen, wie der Verlust ausgehalten werden kann und welche Ersatzangebote geschaffen werden können. Eng damit zusammen hängt auch die Frage, wie der Kontakt in den Gemeinden gehalten werden kann. Die Situation wurde besonders dadurch verschärft, dass die Kar- und Ostergottesdienste nicht stattfinden konnten und damit die liturgische Feier des Höhepunktes des Kirchenjahres ausfiel. Das ist unbestritten eine extreme Zumutung. Dabei entfaltet sich eine große Kreativität und Experimentierfreudigkeit, was erfreulich ist. Besonders viel emotionale Energie fließt in die Frage, ob und wenn ja wie Gottesdienste gestreamt werden können oder sollen. Hier scheiden sich dann die Geister an Frage, inwiefern gestreamte und medial übertragene Gottesdienste ohne oder mit nur wenigen »realen« Gottesdienstteilnehmerinnen und -teilnehmern legitim sind. Dabei kommt es zu für Außenstehende kaum noch nachzuvollziehenden, sehr emotional geführten binnenkirchlichen Debatten. Grundsätzlich ist es jedoch durchaus sinnvoll, dass die Kirche auch hier Angebote gemacht hat. Gerade zu Ostern scheint es hier einen Bedarf gegeben zu haben, wie eine Umfrage des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD gezeigt hat. Demnach haben 29 Prozent der Katholiken und 21 Prozent der Protestanten persönliche Gottesdienste zu Ostern vermisst – und ich kann mir vorstellen, dass diese Zielgruppe die gestreamten oder medial übertragenen Gottesdienste und Podcast-Angebote als tröstlich empfunden hat, ebenso wie die vielen Angebote zur telefonischen Kontaktaufnahme.

Insgesamt hat mich diese Fokussierung auf die Gottesdienstfrage allerdings doch sehr irritiert. Mich wundert, dass mehr oder weniger die gesamte Aufmerksamkeit diesem Thema geschenkt wurde – obwohl die Anzahl der Gottesdienstbesucher bei den Katholiken seit der Nachkriegszeit kontinuierlich sinkt, mittlerweile unter die 10-Prozent-Marke gefallen ist und nicht die geringste Trendwende in Sicht ist. Warum also fließt so viel Energie in ein Thema, das immer weniger Mitglieder der katholischen Kirche interessiert? Warum geschieht das gerade in dem Moment, in dem eine Krise mit voller Wucht nicht nur die katholische Kirche, sondern die

gesamte (Welt-) Gesellschaft trifft? Eine Krise, die durch eine hoch ansteckende Krankheit ausgelöst wird, die die Funktionsfähigkeit der Gesundheitssysteme und unzählige Menschenleben bedroht; die zu Vorsichtsmaßnahmen zwingt, die Grundrechte außer Kraft setzen und die Menschen social distancing aussetzt; die Unsicherheiten und Ängste in einem seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs nicht mehr gekannten Ausmaß auslöst. Warum beschäftigt sich die katholische Kirche in solch einer Situation mit einem Thema, das nur noch eine sehr kleine Gruppe ihrer eigenen Mitglieder und fast niemanden mehr außerhalb der Kirche interessiert?

Ich denke, dass sich in dieser extremen Drucksituation einmal mehr zeigt, wie tief verwurzelt das sakramentale Selbstverständnis der katholischen Kirche ist. Bei der Suche nach der besten und angemessensten kirchlichen Antwort auf die Bedrohung durch Krankheit, Kontaktsperren, Unsicherheiten und Ängste scheint beschäftigt sich die katholische Kirche selbst primär mit der Gottesdienstfrage.

2. Entspricht das, was Kirche tut und anbietet Ihrer Meinung nach ihrem Auftrag, sowie dem Bedarf der Mitglieder und der Gesellschaft? Wo erkennen Sie Stärken von Kirche und wo offenbart die Krise die Schwächen evtl. noch mehr als zuvor?

Mit Gottesdiensten erfüllt die katholische Kirche zweifellos einen ihrer Kernaufträge, nämlich die Liturgie. Allerdings ist die Liturgie nur einer der drei kirchlichen Grundvollzüge neben Caritas und Verkündigung. Und ich meine, dass die kirchlichen Reaktionen auf die Corona-Pandemie durchaus eine »Eucharistiefixierung« zeigen, wie Bischof Heiner Wilmer es genannt hat. Eine Fixierung führt ja eben dazu, dass in einem Tunnelblick nur noch ein Thema beachtet und bearbeitet wird, dass man einseitig handelt und kommuniziert und dass die gesamte Breite an Möglichkeiten nicht mehr in den Blick kommt. Das ist hier um so bemerkenswerter, als die Corona-Pandemie aus meiner Sicht zuallererst ein Fall für den Grundvollzug der Caritas wäre. Gefordert sind doch vor allem und in erster Linie die Pflege und Heilung von Kranken, der Schutz und die Betreuung von besonders Gefährdeten sowie die Begleitung von Menschen, die unter der durch die Maßnahmen verursachte Einsamkeit leiden. Dazu kommt, dass die Corona-Pandemie eine Krise von globalem Ausmaß ist. Hier könnte gerade die katholische Kirche eine spezifische Antwort als weltweit bestens organi-

sierte Institution geben und als Anwalt für eine globale Solidarität agieren. Denn gerade im Bereich der Caritas ist die Kirche eigentlich nicht nur von ihrem normativen Anspruch, sondern auch in ihrer institutionellen Ausstattung extrem stark: Sie ist nach wie vor einer der größten Träger von Krankenhäusern und Pflegeeinrichtungen und bietet professionelle Hilfe in der Notfall- und Telefonseelsorge an. Sie verfügt mit ihren Hilfswerken über Einrichtungen, die internationale Solidarität wirkungsvoll organisieren können. Niemand würde ernsthaft bestreiten, dass diese Aufgaben zu den kirchlichen Grundvollzügen gehören (und faktisch leisten diese kirchlichen Organisationen in diesen Bereichen natürlich Großartiges!). Allerdings spielt die Caritas als kirchlicher Grundvollzug in der kirchlichen medialen Kommunikation und damit in der Wahrnehmung der Corona-Krise nur eine marginale Rolle – ein typisches Symptom für den durch eine Fixierung entstandenen Tunnelblick.

Diese Fixierung ist aus doppelter Sicht problematisch. Zum einen natürlich, weil die katholische Kirche sich selbst nur eindimensional und reduziert wahrnimmt und präsentiert. Sie wird in der Krise ihrem eigenen Anspruch nicht gerecht, wenn sie die gesamte Selbst-Wahrnehmung und Kommunikation auf den liturgisch-sakramentalen Kanal fokussiert. Zum anderen verspielt sie die Chance, dadurch als gesellschaftlich relevant wahrgenommen zu werden. Sie hätte die Möglichkeit, über ihre internationalen Hilfswerke, Krankenhäuser, Pflegeeinrichtungen und professionellen Angebote der Telefon- und Notfallseelsorge als einer der Schlüssel-Akteure in der Bewältigung der Krise aufzutreten. Mit fortschreitender Zeit könnten darüber hinaus die kirchlichen Schulen und KiTas immer wichtiger werden, indem diese sich konstruktiv an der Erarbeitung von Konzepten zum Umgang mit der Bedrohung durch das Virus beteiligen. Auch hier tun sie das faktisch bereits, aber die Fixierung auf die Gottesdienstfrage verhindert, dass dieses Engagement innerkirchlich angemessen wahrgenommen und medial kommuniziert wird.

Wenn die katholische Kirche in der Krisensituation unter Druck und damit im »Ernstfall« wie jetzt beobachtbar reflexhaft mehr oder weniger ausschließlich auf dem liturgisch-sakramentalen Kommunikationskanal reagiert, stellt sich schon die Frage, ob die Beteuerungen, die Caritas sei zweifellos einer der kirchlichen Grundvollzüge, doch nicht viel mehr als Rhetorik ist. Eine weitere Schwäche besteht darin, dass die Kirche die Potenziale der professionellen und gut organisierten kirchlichen Strukturen, über die sie gerade im Bereich der Caritas verfügt, ausgerechnet in dieser

Situation kommunikativ nicht nutzt. Gerade die Kompetenzen der Kirche im Einsatz für Menschen in Not-situationen werden gesellschaftlich nach wie vor sehr geschätzt. Mit der von kirchlichen Organisationen in der Krise bereits geleisteten notwendigen und wertvollen Hilfe könnte sie ohne Problem ihre gesellschaftliche Relevanz zeigen und dadurch auch beglückende Sinnerfahrungen machen. Es besteht nicht durchgängig die Notwendigkeit, in die Klage über den Verlust der kirchlichen Systemrelevanz einzustimmen. Um gebraucht zu werden und Sinn zu erfahren, kommt es auch darauf an, wem oder was man seine eigene Aufmerksamkeit schenkt.

3. Wird sich etwas ändern in der katholischen Kirche in dieser Zeit und in der Zeit danach? Haben Sie Befürchtungen, Hoffnungen, Wünsche?

Gerade weil die katholische Kirche unter Druck reflexhaft einseitig auf dem liturgisch-sakramentalen Kommunikationskanal reagiert, befürchte ich, dass sich nichts signifikant ändern wird. Die Gefahr besteht, dass die im Auftrag der Kirche vorgegebene und gesellschaftlich vorteilhafte Mehrdimensionalität nur rhetorisch behauptet und nicht wirklich verinnerlicht ist. Ich befürchte zudem, dass die Kirchensteuereinnahmen durch die Kurzarbeit und eine möglicherweise zusätzlich eintretende Arbeitslosigkeit aufgrund der Corona-Krise viel früher als bisher durch den demografischen Wandel erwartet dramatisch einbrechen und massiver Druck zu anspruchsvollen Priorisierungsentscheidungen entsteht. Zu hoffen ist, dass die Kirche dabei nicht so einseitig entscheidet, wie sie es in ihrer Selbstwahrnehmung und in der Kommunikation in der Corona-Krise tut, sondern neben dem Grundvollzug der Liturgie auch weiterhin die beiden anderen Grundvollzüge im Blick behält.

Für den Bereich der Liturgie wünsche ich mir, dass die nun sichtbar gewordene Kreativität nicht nur bleibt, sondern sogar wächst. Allerdings würde ich mich freuen, wenn hier neben der eucharistischen Hochform auch die vielen anderen liturgischen Formen in ihrem Eigenwert stärker gewürdigt und nicht bloß als Ersatz für die Eucharistie betrachtet werden, wenn kein Priester zur Verfügung steht. Noch wichtiger fände ich es, wenn kirchlicherseits auch die vielfältigen Formen persönlicher Spiritualität Wertschätzung fänden und nicht reflexhaft als vermeintlich beliebige »Bastel-Frömmigkeit« abgewertet würden. So wie der Kirche eine Vernachlässigung der Caritas und der Verkündigung durch eine Fixierung auf die Liturgie schadet, so schadet der Liturgie die Vernachlässigung spiritueller Vielfalt durch eine Fixierung auf die Eucharistie.



Drei Fragen an ...

Bischof Dr. Michael Gerber

ist der 18. Bischof von Fulda seit der Bistumsgründung im Jahr 1752.

1. Wie erleben Sie kirchliches Agieren in dieser Krisenzeit? Was fällt Ihnen auf?

Bei mir selbst erlebe ich, dass ich alle wesentlichen Schritte im Team, also vernetzt mit anderen angehe. Es braucht Entscheidungen – aber zuvor ein waches gemeinsames Hinschauen auf die Realitäten aus unterschiedlichen Perspektiven. Da ist auf der einen Seite die rechtlich-administrative Ebene, auf der es für ein Bistum viel zu klären gilt. Auch hier arbeiten wir im Team. Und es gibt die Ebene von Pastoral und Diakonie, mit sehr unterschiedlichen Herausforderungen vor Ort. Als Bischof bin ich in verschiedene verfasste Gremien des Bistums eingebunden, aber auch in eher informelle AGs, zum Beispiel für den Bereich pastorale Innovation. Für mich ganz wichtig ist, dass ich diese Gruppen gerade sehr stark in einem Lernprozess erlebe. Gemeinsam setzen wir uns intensiv mit Leitfragen auseinander: Was beobachten wir, welches Leben regt sich neu, in Gruppen, in Häusern und in Gemeinden? Welche Initiativen zeigen welche Resonanz? Welche Botschaft steckt darin für uns als Bistum? Was gilt es aufzugreifen und zu verstärken? Und wie kommen wir zu einer differenzierten Reflexion, sodass wir Wachstumsgesetze erkennen und nachhaltig lernen können? All das erlebe ich als einen ungeheuer dynamischen Prozess von Impuls, Resonanz und nächsten Schritten.

2. Entspricht das, was Kirche tut und anbietet Ihrer Meinung nach ihrem Auftrag, sowie dem Bedarf der Mitglieder und der Gesellschaft? Wo erkennen Sie Stärken von Kirche und wo offenbart die Krise die Schwächen evtl. noch mehr als zuvor?

Ich stoße mich an der Formulierung »was Kirche tut«. Das wird der Komplexität kirchlichen Lebens nicht gerecht. Das ist auch theologisch ein sehr anspruchsvoller Vorgang: Die Kirche ist sowohl von ihrem theologischen Anspruch her als auch in ihrem faktischen Leben ein le-

bendiger Organismus. Die biblischen Wörter vom »Volk Gottes« und vom »Leib Christi« beschreiben ja genau diese theologische und soziologische Wirklichkeit. Ich maße mir nicht an, die ganz unterschiedlichen Weisen in unserer Kirche, mit der aktuellen Situation umzugehen, in ein Gesamturteil über das Agieren »der Kirche« zu integrieren. Mir fällt allerdings auf: Menschen, die auch sonst in Fühlung sind mit dem, was andere Menschen bewegt, die eine Sensibilität haben bei der Begleitung Einzelner und ganzer Gruppen, die tun sich deutlich leichter, in der jetzigen Situation Formate zu entwickeln, die ihnen und anderen weiterhelfen. Jetzt bewährt sich einmal mehr eine Pastoral, die auf Resonanz setzt, nicht auf »ein abstraktes Konzept für alle«.

3. Wird sich etwas ändern in der katholischen Kirche in dieser Zeit und in der Zeit danach? Haben Sie Befürchtungen, Hoffnungen, Wünsche?

Ich glaube, wir tun gut daran, jetzt noch nicht die großen Schlussfolgerungen zu ziehen. Zu groß ist die Gefahr, dass wir die Phänomene, die wir wahrnehmen, einseitig auf dem Hintergrund unserer eigenen Voreinstellungen bewerten. Meine Empfehlung ist: Werden wir selbstkritischer bei unseren Forderungen, was jetzt unbedingt alles passieren muss, damit es »mit der Kirche weitergeht«. Derzeit findet vieles nicht statt, was wir vor Monaten noch als unerlässlich gehalten haben. Trotzdem zeigt sich überraschend an vielen Stellen neues Leben. Setzen wir deshalb unsere binnenkirchlichen Fragen in Relation zu den existenziellen Fragen, die Menschen in unserer Gesellschaft und auf unserem Planeten bewegen! Werden wir skeptischer beim Aufstellen von Prognosen, wo wir in fünf oder zehn Jahren stehen: An Neujahr 2020 hat niemand vermutet, dass wir jetzt dort sind, wo wir gerade sind. Ich bin zutiefst davon überzeugt: Gott gibt uns gerade in dieser Krise so manche »Steilvorlage«. Bleiben wir gemeinsam aufmerksam!



Drei Fragen an ...

Susanne Schuhmacher-Godemann

Pastoralreferentin, Mitglied im Vorstand des BVPR* und Delegierte für den Synodalen Weg

1. Wie erleben Sie kirchliches Agieren in dieser Krisenzeit? Was fällt Ihnen auf?

3. Mai 2020 – nach sieben Wochen Lockdown werden heute wieder gemeinschaftliche Gottesdienste gefeiert – unter strengen Sicherheitsvorkehrungen. Generell können nur wenige Gläubige zugelassen werden, im Bistum Limburg – zu dem ich gehöre – z.B. nach vorheriger Anmeldung. Bei aller Freude darüber, dass öffentliche Gottesdienste wieder möglich sind: Ich glaube, es besteht keine Gefahr, dass wir auf einmal einen riesigen Andrang auf unsere Gottesdienste bewältigen müssen. In den letzten Jahren hat sich gezeigt, dass immer weniger Menschen den Weg in unsere Gottesdienste und Kirchen finden. Ich glaube, dass das mit dem Reformstau in der katholischen Kirche zusammenhängt. Auf Fragen wie Umgang mit Macht, Sexualität, Geschlechtergerechtigkeit und Rolle des Klerus gibt es keine befriedigenden Antworten.

2. Entspricht das, was Kirche tut und anbietet Ihrer Meinung nach ihrem Auftrag, sowie dem Bedarf der Mitglieder und der Gesellschaft? Wo erkennen Sie Stärken von Kirche und wo offenbart die Krise die Schwächen evtl. noch mehr als zuvor?

Sehr verwundert war ich zu Beginn der Corona-Krise darüber, dass es auf einmal so viele Gottesdienste von Priestern in leeren Kirchen gefeiert und gestreamt

wurden. Ich fühlte mich an meine Studienjahre in den 80ern in St. Georgen/Frankfurt erinnert, als es dort noch die »Messboxen« gab, kleine Altäre, an denen die Jesuiten für sich ihren Gottesdienst feierten. Priester-männer allein und für sich am Altar – das fand ich damals schon befremdlich. – Ich habe mich davon nicht angesprochen gefühlt. Aber ich habe im Netz viele andere kreative und innovative Ideen gefunden, wie unter anderen Bedingungen Glaube gemeinschaftlich erlebt und vertieft werden kann.

3. Wird sich etwas ändern in der katholischen Kirche in dieser Zeit und in der Zeit danach? Haben Sie Befürchtungen, Hoffnungen, Wünsche?

Ich würde mir wünschen, dass wir uns nicht nur auf das gottesdienstliche Geschehen in den Kirchengebäuden konzentrieren würden. Der Dienst an unseren Nächsten ist genauso wichtig wie Gottesdienst und Liturgie. Ich weiß, dass in den Pfarreien viel konkrete Unterstützung läuft, nicht nur in Corona-Zeiten. Aber das soziale Geschehen ist im Selbstbewusstsein und im öffentlichen Auftritt der Pfarreien viel weniger präsent. Mich beschäftigt das, weil ich in der Sozialpastoral tätig bin. Ich muss bei einigen Internetauftritten von Pfarreien manchmal mehrfach klicken, bis ich auf die Rubrik Caritas stoße. Welches Bild geben wir in der Öffentlichkeit ab? Auf jeden Fall ein sehr männliches und auf sich selbst bezogenes. Mich stört das.





Drei Fragen an ...

Stephan Wiltsche

Dekanatsreferent und Klinikseelsorger, Wangen im Allgäu

Zuerst einmal ist zu bemerken, dass die meisten so etwas in ihrer Lebenszeit noch nicht erlebt haben und diese Situation eines »Shutdowns« also auch für uns Gläubige Neuland darstellt. Und wie bei allen Veränderungen und Durchbrechungen unserer Routinen erlebt man da verschiedenes: von ängstlicher Verunsicherung und dem Wunsch nach klaren Vorgaben und Regeln bis hin zu vertrauendem und lustvollem Agieren auf nicht ausgetretenen Pfaden.

Ich selber kann für meinen Mikrobereich als Klinikseelsorger sagen, dass wir als Kirche da sehr gefragt sind und in noch tiefere Kooperation mit den anderen Professionen kommen. Gerade die Abriegelung der Kliniken, der Alten- und Pflegeeinrichtungen für Besucher und Angehörige ist eine sehr große Herausforderung, in die wir uns als Seelsorger sehr reinhängen, manchmal bis an unsere Grenzen. Aber auch die anderen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in diesen Systemen machen da einen wirklich guten Job. Ich erfahre bei allen Anstrengungen viel sinnerfüllte Freude und auch gute Rückmeldungen. Endlich werden betrieblich aber auch gesellschaftlich Themen wie etwa Wertschätzung von Pflege oder Ethos in der Medizin wieder sehr viel mehr wahrgenommen. Das ist positiv in einer ansonsten total ökonomisierten (Gesundheits-) Welt. Und da haben wir als Seelsorger viel Positives beizutragen in Wort und Tat. Das wird auch so im Konkreten wahrgenommen, ist mein Eindruck.

Im Blick auf das Ganze der derzeitigen deutschen Kirche fällt mir auf, dass medial fast nur liturgische Themen dominieren. Auch innerkirchlich: In mittlerweile 14 Rundbriefen unseres Rottenburger Ordinariats seit der Eskalation der Corona-Pandemie drehten sich gefühlt 70 Prozent aller Themen um Liturgie und 29 Prozent um Arbeitsrecht und Verwaltung. Das finde ich mittlerweile – ehrlich gestanden – schon fast nervig. Kirche ist doch viel mehr als das. Dieses kreisen um Liturgie, um mediale Zugangswege, um das Ringen um Wiedereinführung, usw., dazu noch die begleitenden ausufernden theologischen und rechtlichen Diskussionen sind für mich ein rein innerkirchlicher und sehr verengter

Blick. Ein klerikal geprägter noch dazu, fällt doch auf, dass es dabei ausschließlich um die Heilige Messe geht und andere Formen gar keine Rolle (mehr) spielen (wie entlarvend!). Für die Meisten, auch für die meisten Gläubigen, hat Liturgie oder Heilige Messe jedoch gar nicht die dominierende Rolle. Einen wirklichen allgemein gesellschaftlichen Bedarf kann ich darin nicht erkennen. Dagegen kann ich pastoral – seelsorgliche Themen kaum wahrnehmen.

Wenn man mit ganz normalen, kirchlich geprägten und nichtkirchlichen Leuten über diese Themen ins Gespräch kommt, haben aber gerade diese »Taten« (der Nächstenliebe) eine hohe Wertigkeit und werden anerkannt als gesellschaftstragend und zutiefst christlich. Eigentlich läuft da ja durchaus auch einiges in den Gemeinden, zeigen sich das doch auch positiv in der Krise. Dieses handelnde caritative Engagement, das ja aus dem Herzen des Evangeliums kommt, ist für viele Christen eine wichtige Triebfeder und für viele Steuerzahler überhaupt noch ein Grund, Mitglied in unseren Kirchen zu sein. Nicht, dass das Thema Liturgie nicht auch ein wichtiges wäre. Aber das Verhältnis der amtskirchlichen und medialen Wahrnehmung ist für mich total aus dem Gleichgewicht. War es auch vorher schon, will ich bemerken. Und das setzt Signale, auch für mich.

Wenn ich auch mit viel Freude und Sinnerfüllung meine eigenen seelsorglichen Arbeitsbereiche füllen kann, bin ich im Blick auf unsere verfassten Kirchen eher pessimistisch. Anstatt die Chancen zu nutzen, die gesellschaftlich relevanten pastoral-seelsorglichen Themen mit noch höherer Wertigkeit zu versehen, die wirklichen Sorgen der Menschen, etwa die Angst um Rezession und Arbeitsplatzverlust oder die Sorge um unsere »Schwachen«, den einfachen Krankenbesuch, usw. kreativ und unterstützend in den Blick zu nehmen, werden die meisten unserer Verantwortlichen vermutlich wieder in ein liturgie- und verwaltungslastiges, klerikal geprägtes »Weiter so mit viel Hochliturgie« verfallen. Ich lasse mich da aber auch gerne positiv überraschen. Man sollte immer mit dem heiligen und lebendigen Geist rechnen.



Drei Fragen an ...

Thorsten Kneuer

Jugendseelsorger für die Region Schweinfurt, Priester im Schuldienst

1. Wie erleben Sie kirchliches Agieren in dieser Krisenzeit? Was fällt Ihnen auf?

Wie die gesamte Gesellschaft wurde auch die Kirche ganz unvorbereitet von Corona getroffen. Dabei habe ich ein Zweifaches beobachtet: Bei manchen eine gewisse Schockstarre, schnell verbunden mit einem Bejammern und Betrauern der Situation oder einem Rückgriff auf Altbewährtes. Bei anderen einen kreativen Aufbruch, ein hoffnungsvolles Wahrnehmen neuer Chancen und Lust, diese zu gestalten – nicht nur durch Gottesdienste, sondern auch beim Verbinden von Menschen. In der Folge gab es dann neben einer schier endlosen Anzahl an gestreamten Messen auch viele neue Auftritte von Kirchengemeinden und Seelsorger*innen in den sozialen Netzwerken. Oft wirkte das aber auf mich ein bisschen unbeholfen, hier und dort war ich auch eher peinlich berührt. Auch weil da so ein gewisses Credo mitschwang: Wir müssen die Menschen jetzt mit unsrer ganz wichtigen Botschaft in dieser Zeit erreichen.

2. Entspricht das, was Kirche tut und anbietet Ihrer Meinung nach ihrem Auftrag, sowie dem Bedarf der Mitglieder und der Gesellschaft?

Was Kirche tut, darf nie Selbstzweck sein. Was Kirche tut, muss sich immer daran messen lassen, ob und wie sie in ihrem Handeln Gott und die Menschen in den Mittelpunkt stellt, nicht sich selbst. Sie erfüllt ihren Auftrag also dort, wo sie genau dies umsetzt. Dafür gibt es sicher eher traditionelle Bemühungen, aber eben auch neue Formen, die spontan in dieser Zeit entwickelt oder weiterentwickelt wurden. Wenn diese Gott und den Menschen dienen, finde ich das gut und richtig, selbst wenn es vielleicht nicht gerade meine eigene Form ist und sie nicht meine eigene Spiritualität widerspiegeln.

Und was den größeren Zusammenhang betrifft: Wir leben in einer Gesellschaft, in der kirchliche Angebote immer weniger gefragt sind. Das hat sich in der Zeit der Corona Pandemie wohl auch kaum verändert. Darum sollten wir als Kirche bei all unserem Tun auch gut im Blick haben, dass wir uns mit unsrer Relevanz nicht selbst überschätzen. Die meisten warten eben gerade nicht hungrig und sehnsüchtig auf unsere Angebote. Sie nehmen aber sehr wohl wahr, wie wir

agieren. Wenn wir also auf unser Recht pochen, wieder öffentliche Gottesdienste zu feiern, während viele andere noch einschneidenden Beschränkungen unterworfen sind und jede Lockerung ja auch die Gefahr mit sich bringt, dass eine zweite Ansteckungswelle wahrscheinlicher wird, dann ist das in der öffentlichen Wahrnehmung sicher kein Ruhmesblatt. Wir Christ*innen könnten hier einen gesamtgesellschaftlichen Beitrag leisten und unsrer Verantwortung nachkommen, indem wir uns zurückhalten und die Maßnahmen zur Bekämpfung der Pandemie vorbildlich unterstützen.

2. Wo erkennen Sie Stärken von Kirche und wo offenbart die Krise die Schwächen evtl. noch mehr als zuvor?

Die Stärke der Kirche und der christlichen Gemeinschaft wird für mich in diesen Tagen sehr deutlich im starken Zusammenhalt und im Vertrauen. Es tut gut, sich mit vielen Menschen vernetzt und verbunden zu wissen über Grenzen und verschlossene Türen hinweg. Das war natürlich schon weit vor Corona so, wird aber jetzt nochmal ganz besonders deutlich. Ich entdecke auch eine innovative Kraft, die ja gerade im Anfang des Christentums stark war und sich über die Jahrhunderte immer wieder gezeigt hat: Da wirkt der Heilige Geist. Vielleicht schenkt uns die Krise wieder neues Vertrauen, neuen Mut, neue Fantasie.

Leider bleibt Kirche aber auch gerne träge in alten Mustern und der Tradition hängen. Ich hoffe, dass uns diese Schwäche nicht zum Stolperstein wird und wir »nach Corona« wieder komplett in alte Muster zurückfallen.

3. Wird sich etwas ändern in der katholischen Kirche in dieser Zeit und in der Zeit danach? Haben Sie Befürchtungen, Hoffnungen, Wünsche?

Es hat sich schon etwas geändert: Menschen entdecken neu ihre eigene Verantwortung und wollen ihr Christsein leben – auch jenseits von Gottesdiensten. Ich hoffe, wünsche und bete, dass wir genau daran an- und weiterknüpfen. Vielleicht wird ja so manches jetzt Wirklichkeit, was vor kurzem strikt als undenkbar, unsagbar und undiskutierbar abgetan werden sollte. Gebe es Gott!

Leben in Corona-Zeiten



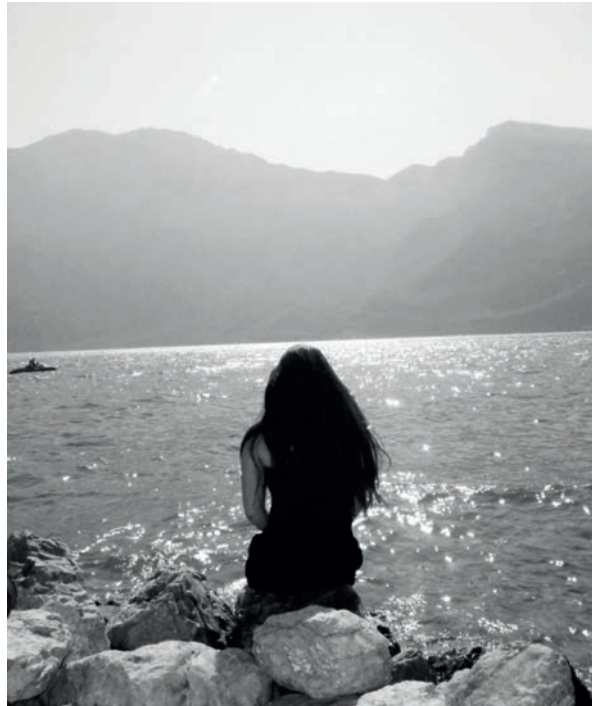
Am 9. März 2020 war ich zuletzt mit einer Gruppe von Menschen in einem Raum zusammen. Klar war, dass es in dem Ort schon einen Covid-19-Fall gab. Da dieser die Schule einer meiner Nichten betraf, wusste ich, dass diese Schule am Tag zuvor bereits geschlossen worden war. Eine Teilnehmerin hatte Erkältungssymptome. Mir war mulmig zumute.

Wann war Ihnen/ dir klar, dass es durch das Virus Probleme geben wird? Wie hat sich Ihr/dein Leben in den letzten Wochen und Monaten verändert? Wie geht es Ihnen/dir in dieser Zeit? Was bereitet Sorge und Angst? Wem gilt diese Sorge? Gibt es auch positive Erfahrungen? Was wird nach der Krise sein?

Ich habe fünf Personen mit unterschiedlichen Lebenssituationen gebeten, zu erzählen, wie es ihnen so geht – in Corona-Zeiten.

● REGINA NAGEL

Bereits als die ersten Fälle in Deutschland bestätigt wurden und es dann auch welche in Baden-Württemberg gab, wurde mir bewusst, dass das alles noch viel schlimmer werden wird als die meisten Menschen zu dem Zeitpunkt glaubten. Klar wurde mir das durch die steigenden Zahlen an bestätigten Infizierten und auch dadurch, dass es viele nicht ernst genommen haben und dass meiner Meinung nach viel zu spät gehandelt wurde. Einschränkungen, z.B. Schulschließungen, habe ich mir sehr erhofft, allerdings nicht, damit ich nicht in die Schule gehen muss, sondern einfach nur, damit die exponentielle Ausbreitung gestoppt wird. Mir war klar, dass es ohne Einschränkungen zu einer Katastrophe kommen wird.



Als es dann so weit war hat sich für mich nicht nur geändert, dass ich seither nicht mehr in die Schule gehen kann. Auch meine ganzen musikalischen und sportlichen Freizeitaktivitäten fallen aus. Da zu meiner Familie jemand gehört, der beruflich in Kontakt mit Covid-19-Patienten kommt und jemand, der zur Risikogruppe gehört, müssen wir auch daheim Schutzmaßnahmen einhalten. Am meisten vermisse ich es aber, mit meinem besten Freund und meiner besten Freundin einfach mal etwas zu unternehmen.

Der Alltag hat sich zwar mittlerweile eingespielt, aber er ist ganz anders als früher. Wenn ich morgens aufstehe, laufe ich nicht zum Bus, sondern mache unseren Schulstoff alleine zuhause, was, wie ich finde, viel anspruchsvoller ist. Abends telefonierte ich dann meistens über Videocall mit meinen Freunden. Am Anfang waren die Zeiten etwas gewöhnungsbedürftig für mich, denn ich steh zurzeit eben um 8 Uhr auf und nicht mehr um 5 Uhr und gehe dadurch auch später ins Bett.

Ich empfinde nicht alles anstrengend, sondern mache auch positive Erfahrungen. Man lernt seine Freunde jedenfalls besser zu schätzen, weil man doch sehr viele emotionale Tage hat, an denen man sie eigentlich an seiner Seite bräuchte. Dass das nicht direkt geht ist schade, aber auch im Kontakt übers Handy merkt man, wer für einen da ist. Froh bin ich, dass ich eine Schwester habe. Normalerweise gehen wir unter der Woche ganztätig in unterschiedliche Schulen. Nun, da ich viel mehr Zeit mit ihr verbringe, habe ich das Gefühl, dass wir viel enger zusammengeschweißt sind als bisher.

Anstrengend finde ich es, immer nur die gleichen vier Wände um mich zu haben und vor allem auch die täglichen Nachrichten aus der Medienwelt, die dieses Gefühl, eingesperrt zu sein und noch viel Geduld haben zu müssen, nicht wirklich verbessern.

Verglichen mit vielen anderen geht es mir dennoch ganz gut, finde ich. Ich glaube, für Menschen die alleine in einer kleinen Wohnung leben, die nicht einmal einen Balkon haben und die gerade auch nicht arbeiten können, ist es auf Dauer sehr schlimm und natürlich auch für ältere Menschen, die diese ganze Situation nur so halb mitbekommen und möglicherweise gar nicht verstehen, warum sie gerade keinen Besuch von ihren Verwandten bekommen dürfen. Meine Oma

z.B. lebt in der Nähe in einem Seniorenheim. Ich rufe sie mehrmals in der Woche an.

Damit es mir selbst gut geht habe ich mein Zimmer umgeräumt und neu dekoriert und ich Sorge dafür, dass ich öfter mal an die frische Luft gehe. So habe ich dann immer auch etwas Zeit für mich alleine.

Wenn ich überlege, wie das alles wohl weitergehen wird, dann glaube und hoffe ich, dass sich in Zukunft ziemlich viel ändert. Einerseits denke ich da an die Zukunft unserer Welt. So, wie es war, wird es nicht weitergehen können. Ich denke aber auch an mein privates Umfeld. Bisherige Selbstverständlichkeiten, wie einfache, kleine Ausflüge mit der Familie und Freunden werden – wenn sie wieder stattfinden können – hoffentlich viel mehr geschätzt als bisher. Ich glaube auch, dass sich in Sachen Reisen etwas ändern wird, weil alle einfach viel vorsichtiger sein werden.

Wenn ich an diese Zeit nach der Krise denke, dann freue ich mich schon darauf wieder in die Schule gehen zu können. Ich freue mich darauf, den Alltag zu genießen. Als Erstes werde ich mit meinen Freunden in die Stadt fahren und bummeln, um einfach wieder ein bisschen was zu erleben.

● ANN-KATHRIN L. (16)

Schülerin an einer Technischen Oberschule



Sanja Pranjic
Krankenschwester
in einer
Sozialstation

*»Gott hat dir einen Verstand gegeben
damit du Gebrauch davon machst.«*

Das erste Mal wurde mir das Virus Ende Januar richtig bewusst. Ich stand am Bahnhof in Frankfurt. Ein paar Meter neben mir stand eine Flugbegleiterin und Mitwartende gingen auf Abstand zu ihr... fand es sehr merkwürdig, und ich hatte irgendwie Mitleid mit dieser Frau. Am Morgen vor Reisebeginn bekam ich am Rande mit, dass ein neues Virus im Anmarsch ist. Im Anschluss zog schnappte ich mir die Tagespresse und las.... Dann kamen die digitalen Medien zum Einsatz, und ich las weiter und versuchte mir einen Reim darauf zu machen. Was war denn jetzt los auf einmal?

Zu Hause ging das Leben normal weiter, aber ich hielt mich auf dem Laufenden zum neuen Thema und versuchte für mich herauszufinden wie ich damit umgehen soll. Es erinnerte mich an eine Grippe, aber es war klar, dass der Vergleich hinkt. Ich wendete die Gripperegeln für mich an. Es war jedoch verdammt schwer die Menschen, die ich mag, nicht zu umarmen, wenn ich sie nach Wochen wieder sah. Auf das Händeschütteln zu verzichten war viel leichter. Diese Begrüßungsnorm darf man jetzt gerne endgültig abschaffen.

Im Februar wurde dann die Lage ernster. Anfang März kamen mir die ersten Sorgen und auch Ängste. Und dann hoffte ich auf einen schnellen Lockdown. Ja ich betete darum, weil ich Angst hatte, dass uns alles um die Ohren fliegen wird. Ich bin Krankenschwester, vielleicht fiel mein

Empfinden darum so aus. Wenn mich einer gefragt hätte, dann hätten wir ihn schon vor dem 27. März gehabt. – Ich wollte nicht, dass es mir und anderen im Gesundheitswesen so ergeht wie den Kolleginnen und Kollegen im Ausland. Das hat keiner verdient! Wirklich niemand!

Nach dem Lockdown fühlte ich mich erleichtert. Ich wusste, dass man an das Gesundheitswesen denkt. Und, man hat das Leben über materielle Dinge und Geld gestellt. Endlich. Danke. Danke für den Sieg der Vernunft.

Kurz vor dem Lockdown, und auch jetzt noch gehen mir viele Dinge durch den Kopf und sie beschäftigen mich nach wie vor. Zum Beispiel die Einstellung einzelner Menschen. Die Denkweisen mancher sind für mich erschreckend. Manche Aussagen wollen mir nicht aus dem Kopf. Zum Beispiel das nur die Alten und Kranken sterben, und das sich jetzt wegen ihnen alle einschränken und finanziell ruinieren sollen sei inakzeptabel! Das ist eine Zusammenfassung mehrerer Aussagen.

Innerhalb kürzester Zeit sind offensichtlich ganz viele Leute Experten in verschiedenen Fachbereichen geworden. In Mathematik, Statistik, Medizin ... Da können wir uns echt glücklich schätzen, weil wir so viele Genies unter uns haben! Die Wahrheit ist aber leider, dass diese Leute ihr Unwissen sehr geschickt als fundierte Fakten in die Gesellschaft streuen. Wir haben heute endlose Möglichkeiten uns zu informieren, aber diese Möglichkeiten werden nicht ge-

nutzt. Das ist so schade. Ich bin entsetzt und auch wütend. Gott hat dir einen Verstand gegeben damit du Gebrauch davon machst. Lieber babbelt man etwas nach, was einer irgendwo in den Sozialen Medien vom Stapel gelassen hat um sich die Zeit zu vertreiben. Wichtige Info für die Ignoranten: Jedes Leben ist wichtig! Und jedes Leben muss geschützt werden.

Die leeren Regale in den Läden. Ein Bild, das wir nicht vergessen werden. Ein Beweis für den blanken Egoismus in der Gesellschaft. Die Frage, die sich mir dabei stellt ist, ob ich meinen Mitmenschen vertrauen kann. Kann ich darauf vertrauen, dass man sich helfen wird, wenn es darauf ankommt? Hier meine ich nicht Freunde und Verwandte sondern Fremde, Nachbarn die ich nur vom Sehen kenne. Gut das es auch Leute gibt die das Gegenteil beweisen, aber nach meinem Gefühl sind sie in der Unterzahl.

Die Psychologie führt dieses Verhalten auf unser Steinzeitgehirn zurück. Gut, kann man stehen lassen. Warum ist es aber bei einem dominanter als bei einem anderen? Und ist dieses Steinzeitgehirn jetzt bereit, die Sachen die es im Überfluss in seiner Höhle hortet, mit Menschen zu teilen, die von der Armut oder Kurzarbeit betroffen sind? – An die, die vorher schon wenig hatten, muss ich oft denken.

Corona hat mir aber auch schöne Seiten gezeigt. Ich bin dankbar für die Dinge, die ich habe. Meine Freunde, Familie und meine Kolleginnen und Kollegen. Auch

wenn man sich nicht sehen kann ist man sich nah. Ich bin dankbar für das schöne Leben. Eigentlich fehlt mir nicht viel. Es wird schön, wenn man sich wieder auf einen Kaffee oder zum Essen treffen kann. Es ist schön zu sehen wie sich die Natur erholt hat. Da denke ich an das saubere Wasser in Venedig. Ich freue mich über den Uhu in der Nachbarschaft, dem ich jetzt jeden Tag zuhöre. – Warum verzichtet man sonntags nicht aufs Autofahren, wenn man nicht zur Arbeit muss? Unsere Umwelt würde sich freuen.

Ich bin dankbar für die Zeit und die Entschleunigung des Alltags, die ich erleben durfte. So viel Zeit für Dinge die man sonst aufschiebt. Zeit zum Nachdenken und für das so verpönte Nichtstun. Die Zeit ist die

gleiche geblieben, der Tag hat immer noch nur 24 Stunden, aber sie hat eine andere Qualität. Eine bessere. Natürlich habe ich weitere Verpflichtungen, aber sie sind auf die wichtigen reduziert. Warum war das vorher nicht möglich? Für mich war alles wichtig, es gab nur verschiedene Grade der Wichtigkeit und eine Prioritätenliste. Was tut man nicht alles, um den Erwartungen anderer gerecht zu werden?! Die wichtigste Corona-Lektion für mich ist nach wichtig und unwichtig zu sortieren und vor allem zu schauen was ist mir wichtig.

Wir haben die Möglichkeit viel zu lernen. Über uns und das Leben. Wir sehen, dass so ein winzig kleines Virus die Welt verändern kann. Es macht vor keinem Land halt, in Coronas Augen sind wir alle

gleich. Egal wie wir aussehen, welche Sprache wir Sprechen oder zu welchem Gott wir beten. Corona lehrt uns das wir alle gleich sind und das wir nur zusammen was erreichen können.

Ach, was soll's: Corona Danke! – Am Ende bleiben die Hoffnung und der Glaube auf eine bessere Zukunft. Noch besser als vor Corona!

Ich freue mich, wenn ich wieder meine Familie und Freunde sehen kann. Ich freue mich, wenn ich wieder ans Meer fahren kann und die endlose Ferne und das Rauschen der Wellen sehen und hören kann. Das kann nur schön werden!

● SANJA PRANJIC

*»Ein Traum wäre, wenn die zwangsweisen
Einschränkungen uns allen zeigen könnten,
wie die Natur mit weniger Technik und
Menschenmassen auflebt und wir daraus
lernen könnten.«*



Kathrin Schröder, 56, vor 4 Jahren lebertransplantiert, selbständig gemeinsam mit ihrem Ehemann.

Anfang März war das Thema Corona noch weit weg für mich. Als ich am 9.3. mit meinem Mann anlässlich meines vierten Lebertransplantations-Jubiläums essen ging, hat mich das Thema noch nicht betroffen, doch in den nächsten Tagen ertappten wir uns immer mehr darüber zu lesen. In jener Woche hofften wir noch, dass alles, inklusive unserer Firma nahezu normal weiterlaufen könnte.

Am 15.03. besuchten wir unsere Großnichte und ihren Freund in Münster, machten einen Spielenachmittag und ließen uns bekochen. Da habe ich das erste Mal den Körperkontakt eingeschränkt, keine Um-

armung, kein Händeschütteln, nach Ankunft intensives Händewaschen.

Wir planten höhere Hygienestandards in der Salzgrotte ein, besorgten ausreichend Desinfektionsmittel und ab Montag, den 16.3. boten wir in unserer Salzgrotte nur noch Einzeltermine in allen Soleoasen an. Wir desinfizierten nach jedem Kunden alle Türklinken und stellten Handdesinfektionsmittel in der Toilette für die Kundennutzung bereit. Trotz meines erhöhten Risikos als Transplantierte machte ich mir vergleichsweise wenig Gedanken um mich – ich erhöhte die Häufigkeit und Gründlichkeit von Hände-

waschen und Nutzung von Desinfektionsmitteln und hielt etwas mehr Abstand zu anderen Menschen. Über meinen Podologen hatte ich mir eine Handvoll einfache Masken besorgt, weitere bekam ich über mein Pflegepaket, an die FFP-Standards dachte ich noch nicht. Als meine chinesischen Lieferanten von der »schlimmen Situation in Deutschland« schrieben und Masken anboten, lehnte ich ab.

Die zwangsweise Schließung der Läden und meiner Salzgrotte überraschte uns. Wir schlossen ab und beschlossen die vier Wochen sinnvoll zu nutzen – es wurde wenig daraus. Wir machten stattdes-

sen eine Art Urlaub zu zweit. Zwei halbe Tage pro Woche in die Firma zum Pakete packen, einmal pro Woche Einkäufe erledigen – alles andere organisierten wir zu einem Urlaub in der Wohnung. Wir schliefen aus, lasen viel (ich Bücher, mein Mann eher Onlineartikel über Corona), schauten Filme, spielten Gesellschaftsspiele, ich übte täglich mit einer App chinesisch.

Eine Freundin schenkte mir Hefe, also gab es an meinem Geburtstag denselben Apfelkuchen wie jedes Jahr – nur ein wenig kleiner. Vier Wochen Urlaub – das erste Mal in über 30 Jahren Ehe. Außer der Freizeit haben wir mit sehr vielen Menschen regelmäßig telefoniert, uns gegenseitig motiviert und aufgebaut. Ein wenig hatte ich ein schlechtes Gewissen, wenn ich von den vielen Projekten für Nachbarn usw. hörte und las. Doch ich hatte in den vier Wochen wenig Kraft und Energie für mehr als unsere »Urlaubslebensweise«. Ich trage seit des »Urlaubsbeginns« auf der Straße Masken, halte Abstand von Menschen und beherrsche das Corona-Ballett. Was das ist? Der Tanz einen Gegenstand zu übergeben, ohne sich näher als 1,5 m zu kommen. Ich habe die Handynummer meines DHL-Zustellers und wir koordinieren fliegende Übergaben bei Bedarf. In der Öffentlichkeit erlebe ich mehr Geduld, die meisten Menschen nehmen Rücksicht auf die Abstandsvorgaben und warten, damit man nicht zu eng aneinander gedrückt vorbeigeht. Viele sorgen füreinander und besorgen Fehlendes für Nachbarn und Freunde mit. Dabei entstehen durchdachte Rituale zur Übergabe.

Für mich ist in der Situation besonders die wirtschaftliche Unsicherheit belastend. Durch meine Transplantation und meine Ausfälle in unserer Firma ist nicht alles rund gelaufen, wir brauchten Personal, ohne dass wir es uns leisten konnten und dadurch haben wir alle Rücklagen verbraucht. Anfang dieses Jahres war endlich die Kombination Salzgrotte plus Versand so erfolgreich, dass wir uns ausrechnen konnten, dass der Umsatz für alle Kosten privat und geschäftlich reichen müsste. Eine längere Zeit ohne Einnahmen können wir nicht finanzieren – die Soforthilfe von 9000,- Euro ist zwar zugesagt, bisher aber nicht ausbezahlt, sie würde unsere Ausfälle bis ca. Mitte Mai ausgleichen, danach brauchen wir dringend wieder laufende Einnahmen.

Um unsere Gesundheit und die unserer Kunden nicht zu gefährden, haben wir

sehr genau geplant wie unsere Räume mit Einzelsitzungen, regelmäßigem Desinfizieren, Raumdesinfektion, getrennten Ein- und Ausgängen usw. gefahrlos genutzt werden können. Einige Kunden haben jetzt schon spürbare Atemprobleme, weil sie auf den Salznebel verzichten müssen und hoffen auf schnelle Öffnung. Leider konnte die Stadt Düsseldorf nicht weiterhelfen. Da wir als Salzgrotte in die Kategorie Wellness, wie z.B. auch Schwimmbäder zählen, darf niemand eigenmächtig entscheiden, wann wir wieder öffnen dürfen. Sondergenehmigungen erteilt nur das Land, wir haben einen Antrag gestellt und warten auf Antwort.

Im Unterschied zu uns, die wir zu zweit die erzwungene Auszeit genossen haben und zumindest telefonisch Kontakt mit vielen Menschen hatten, ist die Social-Distance-Zeit besonders problematisch für Alleinstehende, Menschen mit Depressionen und kranke Menschen, die gerade in einer Behandlung stecken, für die sie hinaus müssen. Auch wer mit Menschen zusammenlebt und nur wenig Ausweichplatz in der Wohnung hat, dem kann die Situation schnell zu eng werden.

Heute ist der zweite Tag mit ersten Lockerungen, Läden haben wieder auf und im Radio sind wieder Staus vermeldet. Wenn ich aus dem Fenster sehe, sehe ich erstmals seit Wochen auch Gruppen, die gemeinsam eng durch die Straße gehen – das macht mir Angst und ich befürchte die nächste Ausbruchswelle. Ich erwarte eine sinnvolle Lockerung der Maßnahmen erst nach Entwicklung eines Impfstoffes, bis dahin rechne ich damit, dass Sorglosigkeit die Pandemie verstärken und verlängern wird.

Wenn der Impfstoff da ist, wir durchgeimpft sind und COVID-19 eingedämmt ist, freue ich mich einige Menschen wieder in die Arme zu nehmen, meinen Geburtstag mit meinen Freunden nachzufeiern und für alle zu kochen und zu backen. Ich möchte wieder längere Strecken spazieren gehen, ohne darauf zu schauen, wo zu viele Menschen an Engpässen sind. Irgendwann möchte ich mal wieder ans Meer und noch einmal nach Paris, London und Rom.

Wenn wir alle wieder in einer neuen Normalität leben, hoffe ich (vermutlich vergeblich), dass Menschen mehr aufeinander achten. Dass vieles, was zurzeit ohne unnötige Reiserei funktioniert, auch in Zukunft häufiger als Videokonferenz gelöst wird.

Ein Traum wäre, wenn die zwangsweisen Einschränkungen uns allen zeigen könnten, wie die Natur mit weniger Technik und Menschenmassen auflebt und wir daraus lernen könnten. Schön wäre, wenn Probleme, die uns jetzt deutlich werden, wie z.B. unterschiedlicher Zugang der Kinder zu digitalen Lernmöglichkeiten, schlecht bezahlte Pflegeberufe und mangelnder Personalschlüssel in diesen Bereichen, Absicherung durch eine Art Basiseinkommen und, und, und zum Umdenken, Neuplanen und zu neuen Lösungen führen könnten.

Alle Welt muss jetzt immense Geldbeträge ins wirtschaftliche und gesundheitliche Überleben stecken, auch wenn es fraglich ist, hoffe ich, dass ein Teil davon in gute, tragfähige Änderungen für Alle wandert.

● KATHRIN SCHRÖDER



Foto: Drew Beamer@unsplash.com

*»Was ich für mich gemerkt habe,
ist, dass Struktur in meinem Leben
jetzt das A und O ist.«*

Mein Name ist Cristin, ich bin 45 Jahre alt und bin Pädagogin. Mit meinem Partner bin ich seit über 20 Jahren zusammen – wir haben keine Kinder, aber fünf wundervolle Katzen. Mein Partner ist Chirurg in den Niederlanden und ebenso sind seine Eltern Ärzte und seit der Pensionierung viel für Hilfsorganisationen unterwegs. Er hat spanische Wurzeln, weswegen uns die Situation in Spanien nochmal besonders betroffen gemacht hat und wir dort auch noch viel Familie haben. Deswegen war es für die Eltern meines Partners auch so wichtig, dass sie nach Spanien kommen und dort helfen können.



Corona hat uns alle überrascht und ich hätte am Anfang nie gedacht, dass es zu so einer Pandemie kommt. Im Januar und Anfang Februar war ich eigentlich recht hoffnungsvoll, dass wir es in Europa gut hinbekommen und die Situation im Griff haben. Ich muss gestehen, dass ich im Januar sogar auch den Vergleich mit der Grippe gezogen habe.

Anfang Februar wurde mir langsam bewusst, dass es anders ist. Mein Partner war gerade zu einem Kongress in die USA geflogen, als von seiner Klinik die Ansage kam, dass ab danach alle Kongresse abgesagt würden und kein Arzt mehr wegfliegen dürfe. Als er wieder da war (Mitte Februar), war sehr schnell klar, dass immer mehr Unruhe in der Klinik herrscht, weil man sich Sorgen machte und man bereits befürchtete, dass es auch in den Niederlanden zu Ausbrüchen kommen kann.

Als es dann tatsächlich dort die ersten Fälle gab und man schnell merkte – ebenso wie in Deutschland – dass wir auf eine Katastrophe zusteuern könnten, hat man vonseiten der Gesundheitsbehörden in der Klinik den Chefärzten und Oberärzten täglich Briefings gegeben. Auch meine »Schwiegereltern« haben das Ganze mit großer Sorge betrachtet. Für mich war deswegen schon ab da klar, dass wir ein Problem bekommen. Ab Anfang März riet mein Mann mir z.B. zum Tragen eines Mundschutzes beim Einkaufen.

Dass es zu Einschränkungen kommen wird, war die logische Konsequenz aus dieser

sehr rasch immer schlimmer werdenden Situation. Ich glaube, es war da schon abzusehen, dass wir ein Problem bekommen und wir hätten (sowohl in den NL, als auch bei uns in Deutschland) jeweils ein paar Tage schneller reagieren können (bzw. sollen). Im Großen und Ganzen finde ich aber, dass sowohl die NL, als auch Deutschland ihre Sache recht gut gemacht haben.

Mitte März haben die niederländische Regierung und die Kliniken alle Ärzte*innen und Krankenpfleger*innen gebeten, nicht mehr das Land zu verlassen. Ab da fing mein Leben an, sich doch drastisch zu verändern. Auch wenn wir bis dahin immer schon mal ein paar Tage / Wochen nicht zusammen verbracht haben, weil er in den NL blieb oder beruflich unterwegs war, ist es doch ein Unterschied, wenn man sich auf einmal durch Beschränkungen und diese besonderen Umstände nicht mehr sehen kann. Da mein Partner sehr eng mit Covid Patienten arbeiten würde, weil er viel Erfahrung mit hochinfektiösen Krankheiten hat durch mehrere Auslandsaufenthalte in Hilfsorganisationen, haben wir zusammen beschlossen, dass es besser ist, wenn er so lange nicht mehr nach Deutschland kommt, bis sich die Situation entspannt. Das ist nun 6 Wochen her und ich fürchte, es wird noch länger dauern, bis wir uns wiedersehen können.

Auch meine Schwiegereltern beschlossen, nach Spanien zu fahren und dort als Ärzte für eine Hilfsorganisation zu arbeiten. Sie sind zurzeit in Madrid eingesetzt und erleben da wirklich eine ganz schlim-

me Zeit. Auch sie habe ich seit 6 Wochen nicht mehr gesehen. Als Familienmensch ist das für mich tatsächlich schwierig – auch wenn Skype und Zoom es einfacher machen, zu kommunizieren. Ich vermisse auch unsere Freunde und unsere Patenkinder, die ich seit der Schulschließung nicht mehr gesehen habe.

Für mich ist positiv, dass ich weiter beruflich tätig sein kann, da ich als Pädagogin in der Notbetreuung mit Kindern von Ärzten arbeite. Das macht es einfacher, weil ich mehrmals in der Woche einen sehr strukturierten Tagesablauf habe. Und die Kinder schaffen halt auch positive Abwechslung.

Was ich für mich gemerkt habe, ist, dass Struktur in meinem Leben jetzt das A und O ist. Ich habe sogar mit dem Joggen angefangen, um mich zu beschäftigen. Es ist halt schon sehr einsam an den Wochenenden, wenn man komplett allein ist und niemanden wirklich sehen kann live. Und ich habe gemerkt, dass ich durch die Sorgen, die ich mir um meinen Mann und seine Eltern mache, auch schnell depressiv werden könnte. Nachdem ich die ersten beiden Wochenenden dann damit verbracht habe, traurige Musik zu hören und die Wohnung immer wieder zu putzen, war klar, ich muss etwas tun. Das war ich mir, als auch meinem Partner schuldig, der sich ja nun wirklich nicht noch Sorgen um mich machen musste. Also habe ich das Joggen begonnen, bin regelmäßig an einsamen Orten spazieren gegangen, habe mir Aufgaben gesucht, habe für die Kinder

Arbeitsblätter zum Lernen vorbereitet, etc. Außerdem verwöhne ich mich selbst. Jedes Wochenende koche ich für mich ein 3-Gänge-Menü und genieße das mit einem Glas Rotwein. Dazu kommt, dass ich 5 wunderbare Katzen habe. Außerdem war und bin ich die ganze Zeit im engen Skype- und Zoomkontakt mit meinem Partner, seinen Eltern, meiner Mutter und unseren Freunden auf der ganzen Welt. Wir machen regelmäßig auch Gruppentreffen und quatschen einfach nur zusammen.

Ich glaube schon, dass ich positive Dinge aus der schwierigen Situation mitnehme. Ich werde das Joggen auf jeden Fall beibehalten, weil ich einfach merke, wie gut es mir tut. Und ich glaube, dass ich versuche, privat positiver zu denken – ich neige sonst schnell zum Pessimismus. Mir ist aber auch bewusst, dass ich sehr viel Glück habe, da ich wirklich einen sehr engen Freundeskreis habe und wir eine sehr eingeschworene Gemeinschaft sind und ich so zu jeder Tages- und Nachtzeit einen Ansprechpartner habe. Auch haben mein Partner und ich bisher ganz viel geskyppt und jeden Tag versucht, dass wir eine Mahlzeit gemeinsam einnehmen via Videochat, was auch immer gut geklappt hat. Dieser Background ist für mich wichtig und hält mich davon ab, depressiv zu werden.

Deswegen verstehe ich auch, wie schlimm die Situation für alle ist, die allein sind und vielleicht nicht die Möglichkeiten haben, sich virtuell zu treffen oder die keine Familie mehr haben. Auch für viele Senioren ist das sicherlich eine enorm schwierige Zeit. Ebenso für viele, die in kleinen Wohnungen leben und massive Zukunftsängste haben.

Mir ist durch die Coronakrise nochmal stärker bewusst geworden, wie gut ich es habe und das hat mich sehr dankbar und auch etwas demütiger werden lassen. Dass ich anderen helfe und z.B. für ältere Nachbarn mit einkaufen gehe, war und ist für mich eine Selbstverständlichkeit. Ich versuche, aufmerksamer zu sein als bisher und nehme mir auch deutlich mehr Zeit für Gespräche.

Und vielleicht nehmen wir das als Gesellschaft auch mit – dass wir besser zuhören, dass wir aufmerksamer sind unseren Familien, Freunden, Nachbarn gegenüber, dass wir uns auch besser zurücknehmen können – weg vom ICH, hin zum WIR. Ein Teil von mir hofft das sehr, ein anderer Teil ist da aber nicht so hoffnungs-

voll, weil die Lockerungen der letzten Woche schon wieder mehr den Egoismus in der Gesellschaft aufzeigen. Aber mir ist klar, ich kann und muss bei mir selbst anfangen und ich werde in Zukunft auf jeden Fall mitnehmen, dass ich mit offeneren Augen durch das Leben gehe, mir bewusst bin, wie gut vieles läuft und für die Sorgen der anderen noch ein offeneres Ohr habe. Ich glaube, dass die Einschränkungen uns noch lange begleiten werden. Es wird zwar jetzt aufgeweicht, aber ich denke, so dass wir deshalb auf eine zweite Welle zugehen. Mir macht Angst, dass das nochmal strengere Einschränkungen bedeuten kann und so unser aller Alltag noch weiter beschränkt werden könnte, nur weil zu viele zu wenig vernünftig sind.

Ich hoffe aber, da auch in den NL die Fallzahlen momentan sinken und die Krankenhauseinweisungen zurückgehen. Mein Mann kann dann wieder in den Regelbetrieb als Chirurg gehen und vielleicht haben wir in drei oder vier Wochen die Möglichkeit, uns zu sehen. Das ist das, worauf wir beide momentan hin leben, weswegen uns – bzw. vor allem mich – auch die Unvernunft einiger so wütend macht. Wir müssen Corona ernst nehmen. Es ist eine Erkrankung, die wir gerade erst kennenlernen und die deutlich schwerer und komplexer zu sein scheint, als wir am Anfang angenommen haben. Was ich durch meinen Mann und meine Schwiegereltern mitbekomme, ist größtenteils erschreckend und macht Angst. Deshalb kann ich wirklich nur jedem raten: Seid vorsichtig, haltet Abstand, bleibt zu Hause, seid vernünftig! Nehmt die Gefahr durch SARS-COV2 ernst!

Und wenn nächstes Jahr eine Impfung kommt und wirklich wieder alles ein bisschen zur Normalität zurückkehrt, dann wird es wieder Urlaub geben und es geht auch wieder in die USA zu unseren Freunden.

Die Zeit momentan kann lehrreich für uns als Gesellschaft sein und ich hoffe, dass wir alle ein bisschen Positives aus dieser Zeit mitnehmen und dass es uns doch irgendwie als Gesellschaft und Weltgemeinschaft – die wir ja alle im gleichen Boot sitzen – zusammenschweißt. Wie sagte man so schön? Die Hoffnung stirbt zuletzt. Und dieses Vertrauen, dass der Zusammenhalt der Gesellschaft und die Vernunft über die Unvernunft und den Egoismus siegt, will ich mir nicht nehmen lassen!





Irmgard ist eine agile Mittfünfzigerin, seit über dreißig Jahren verheiratet, hat zwei Kinder, von denen eines noch studiert. Sie führt in 3. Generation ein inhabergeführtes Schuhgeschäft, das 1922 in einem kleinen Dorf im ländlichen Raum gegründet wurde. Sie trägt Verantwortung für vier Angestellte und zwei Auszubildende. Ihre größte Sorge gilt in der Corona-Krise ihrem Mann, der mit seiner Lungenerkrankung zur Hochrisiko-Gruppe gehört. Die Einnahme der notwendigen Medikamente ist mit starken Nebenwirkungen verbunden.

Da sich unser Geschäft im ländlichen Raum befindet, müssen unsere Kunden mobil sein und teilweise weite Wege in Kauf nehmen. Der Internethandel und die größeren Ketten in den Innenstädten bedeuten einen hohen Druck auf unser Geschäft. Durch viel Zeitungswerbung, Sonderaktionen, Modenschauen mit Modenhäusern und Trendabende müssen wir auf uns aufmerksam machen, um am Ball zu bleiben. Durch die Pandemie Anfang März kam nochmals zusätzlicher Druck. Die Frühjahrs- und Sommerware war geliefert und bezahlt. Dann wurde der Lockdown beschlossen und die Einnahmen waren von heute auf morgen auf null.

Bereits im Februar muss die Ware für die kommende Herbst-Winter-Saison geordert werden. Auf den Messen in Hamburg und Hannover war schon eine deutliche Zurückhaltung zu spüren. Nur wenige Händler waren vor Ort – und die, die da waren, haben sehr vorsichtig geordert. Die größte Schuhmesse Anfang März in Düsseldorf ist das Highlight und gleichzeitig der Orderabschluss. – Aber dieses Jahr kam es anders. Große Hersteller haben die Messe kurzfristig abgesagt. Auch wir bekamen ein ungutes Gefühl und ha-

ben schließlich auf einen Besuch der Messe verzichtet.

In der letzten Woche vor dem Lockdown nahmen wir noch an einer Modenschau eines Textilmodehauses teil. Diese Modenschau ist für uns jeweils der Start in die neue Frühjahr-Sommer-Saison. Ein äußerst wichtiges Ereignis, da die Umsätze im März und April die stärksten im Jahr sind. Unsere letzte Veranstaltung war ein Trendabend am 12. März in einem Modehaus. Es waren nur wenige Kunden da – und nur ein Thema: die Schulschließungen. Ab da war klar, dass der Virus auch bei uns für Einschränkungen sorgen wird. Ich habe da noch gedacht: Vielleicht kommen wir mit Mundschutz in Geschäften, öffentlichen Gebäuden und öffentlichen Verkehrsmitteln davon.

Das darauffolgende Wochenende war geprägt von Hoffen und Bangen und letztendlich wurde dann am 16. März die Schließung aller Geschäfte verkündet. Schlaflose Nächte folgten. Die Angst um meinen Mann, das Geschäft geschlossen, die Ware muss bezahlt werden. Wie soll das gehen? – Wir haben uns dann in der ersten Woche Gedanken gemacht, wie wir mit der Schließung umgehen sollen. Das Telefon klingelte ununterbrochen. Viele wollten schließlich Schuhe, vorrangig für ihre Kinder, kaufen. Wir haben dann einen Liefer- und Abholservice eingerichtet. Auf Social-Media-Kanälen haben wir Werbung gemacht. Ab da waren wir dann von morgens bis abends mit der Auslieferung unserer Ware bis vor die Haustür beschäftigt. Immer mit Mundschutz und Desinfektionsmittel. Immer nur bis vor die Tür. Das war mir auch sehr wichtig, wegen des Risikos für meinen Mann.

In dieser Zeit hatte ich sehr viel Angst um die Gesundheit meines Mannes, mehr noch

als um unsere wirtschaftliche Existenz. Das hat mich sehr belastet. – Der Außer-Haus-Service war eine ganztägige Ablenkung – auch mit schönen Momenten. Die Kunden waren alle sehr dankbar. Wir wurden oft mit kleinen Geschenken, gemalten Bildern von Kindern und lieben Worten belohnt.

Abends haben wir uns mit einem leckeren Essen belohnt und es uns gemütlich gemacht. Am Wochenende waren lange Spaziergänge angesagt. Dabei haben wir die vergangene Woche, mit den schönen Erlebnissen, Revue passieren lassen. – In dieser Zeit bin ich oft zu den Gräbern meiner Eltern und Großeltern auf den Friedhof gegangen. In der Kirche habe ich Kerzen angesteckt. Das gibt mir Kraft.

Mit der Zeit ist jetzt alles etwas langsamer und ruhiger geworden, ich hoffe das bleibt so und alle Menschen nehmen weiterhin Rücksicht und halten zusammen. Weniger Egoismus wäre wünschenswert.

Mein größter Wunsch ist ein Gegenmittel gegen das Virus. Auch freue ich mich darauf, unsere Kinder mit Partner, unsere Mutter und den Rest der Familie wieder in den Arm nehmen zu dürfen. Einen Sonntag zusammen verbringen. Freunde treffen, nette Gespräche in unserer Caritas Steuerungsgruppe. Das wäre schön.

Bei allem was uns Angst und traurig macht, dürfen wir nicht vergessen: Wir haben ein gemütliches Zuhause, genügend zu Essen, sauberes Wasser zum Trinken und wir sind nicht allein, im Gegensatz zu vielen anderen, wie die Bewohner der Alten- und Pflegeheime. Sie dürfen keinen Besuch empfangen.

Ich hoffe wir werden die Krise alle gemeinsam überstehen.



Moria

Ein riesiges Drama findet auf Lesbos statt. Ich habe mehrere Flüchtlingslager in Afrika gesehen – aber was in Moria abgeht, ist kriminell. Kinder werden von Ratten gebissen, die Mädchen können nicht auf die Toiletten gehen, weil sie vergewaltigt würden, einige wurden schon mehrfach vergewaltigt, das Essen, das sie bekommen haben ist verfault, wir müssen nicht mal mehr über Hygiene reden. Menschen sind krank wegen anderer Probleme – Corona-Virus ist ihre kleinste Sorge. Sie würden nicht einmal die Symptome merken. Griechenland und Europa spielen mit dem Leben so vieler Menschen.

● CHANTAL GÖTZ



Flashmob für die Evakuierung von Flüchtlingslagern

In einem kreativen Protest auf Münsters Wochenmarkt brachten die Initiativen Bündnis gegen Abschiebungen, Seebrücke und Münster – Stadt der Zuflucht am Samstag, 02.05., ihr dringendes Anliegen zum Ausdruck, die Flüchtlingslager an den Grenzen Europas zu räumen, um die Menschen vor der Pandemie zu schützen. Mit Einkaufstaschen, auf denen sie ihre Forderungen plakatiert hatten, standen die 50 Protestierenden in einer langen Schlange mit Abstand und unter Einhaltung der Hygieneregeln wartend als Kunden vor einem Marktstand. Mit dieser Aktion sollte darauf hingewiesen werden, dass Hygienemaßnahmen, die hierzulande ganz selbstverständlich eingefordert werden, in den Flüchtlingslagern – auch denen in Deutschland – unmöglich eingehalten werden können. Die Aktion stieß bei vielen MarktbesucherInnen auf wohlwollendes Interesse, so dass es immer wieder zu Nachfragen und kurzen Gesprächen kam. Zu den Motiven für ihre Aktion haben die beteiligten Organisationen folgendes erklärt: »Jedes Menschenleben ist schützenswert. Unsere Gesellschaft darf keinen Unterschied machen und die Flüchtlinge ihrem Schicksal überlassen.«

Auffallend war, dass die Teilnehmenden aus allen Altersgruppen stammten. Katja Weber, eine der Teilnehmenden: »Ich bin froh, auf diese Weise zu zeigen, dass ich nicht einverstanden damit bin, wie mit Geflüchteten in dieser Krise in Lagern umgegangen wird.« Lioba Kramer ergänzt: »Meine Meinung zum Umgang mit den Geflüchteten auf einer Einkaufstasche zum Ausdruck zu bringen, ist irritierend. Und das ist gut so, weil die Aktion die Menschen in ihrem ganz normalen Alltag erreicht an einem öffentlichen Ort wie dem Wochenmarkt.« Über die freundliche Atmosphäre bei der Veranstaltung freut sich auch Helmut Klas: »Wichtig war, dass wir den Stand der Bäckerei nicht blockierten, sondern Kunden, die nicht an der Aktion beteiligt waren, den Vortritt ließen; und natürlich haben wir Teilnehmenden auch selbst eingekauft.«



Aus einer gemeinsame Presseerklärung von Bündnis gegen Abschiebungen, Seebrücke und Münster – Stadt der Zuflucht, 2. Mai 2020 · Fotos Münster: Christiane Berg · Fotos Moria: Chantal Götz

Seelsorge für Covid-19-Erkrankte

Die Bilder aus Bergamo gehen einem nicht mehr aus dem Kopf. An einem Mittwochabend im März reiht sich ein Konvoi von Militärfahrzeugen an einer Straße in der Nähe des Friedhofs auf. Die ganze Nacht über werden sie die Aussegnungshalle anfahren und Särge aufladen, um die Toten in andere Städte zu befördern, weil Friedhof und Krematorium sie nicht mehr aufnehmen können. Eine würdige Verabschiedung von den Toten ist in Zeiten der Coronapandemie unmöglich geworden.

Seelsorge und christliche Riten, die gerade an der Schwelle des Todes eine so wichtige Bedeutung haben, sind nur noch sehr eingeschränkt möglich. Dennoch haben viele Seelsorgende im Norden Italiens den Kranken und Sterbenden beigestanden. Sie haben sie besucht und mit ihnen gebetet, sind für ein Gespräch zur Verfügung gestanden oder haben ihnen die Krankensalbung gespendet. Sie folgten damit auch einem Appell von Papst Franziskus, der die Priester zu Beginn der Pandemie dazu aufgerufen hatte, sich um Kontakt zu Infizierten zu bemühen und ihnen die Kommunion zu bringen. – Man muss leider davon ausgehen, dass sie dies nicht immer mit der erforderlichen Schutzausrüstung getan haben. Weit über hundert Priester sind allein in Italien am Coronavirus gestorben. Ordensschwestern oder Diakone sind in den veröffentlichten Statistiken der italienischen Diözesen nicht enthalten.

Für die Verantwortlichen der Krankenpastoral in der Erzdiözese München und Freising stand schon am Be-

ginn der Coronakrise in Deutschland fest, dass Seelsorgende zur Begleitung von Menschen, die an Covid-19 erkrankt sind, speziell befähigt und ausgerüstet werden müssen. »Nur so kann der spezifische Auftrag erfüllt werden, Menschen in Krisensituationen beizustehen ohne Gefahr zu laufen sich selbst zu infizieren und in der Folge noch weitere Personen anzustecken«, sagt Dr. Thomas Hagen. Der Pastoralreferent ist Leiter der Hauptabteilung Lebensumstände und Lebenswelten des Erzbischöflichen Ordinariats München und Verantwortlicher für die Krankenpastoral. Bereits im März hat er eine mobile Einsatzgruppe von Seelsorgenden ins Leben gerufen, die speziell geschult wurden, um Covid-19-Infizierte Patient/-innen besuchen zu können. Die Gruppe besteht inzwischen aus knapp 50 Personen aus allen pastoralen Berufsgruppen.

Ihr Einsatzbereich erstreckt sich in erster Linie auf häusliche Quarantäne-Situationen aber auch auf Einrichtungen wie Alten- und Pflegeheime sowie auf Kliniken, die über keine professionelle Klinikseelsorge verfügen.

Die Schulung beinhaltet neben der Kenntnis rechtlicher Rahmenbedingungen und Notfallstrukturen auch eine Vertiefung theologischer, kirchenrechtlicher und pastoraler Grundlagen für die Seelsorge in diesen speziellen Situationen.

Von zentraler Bedeutung war dabei die Kenntnis und Fertigkeit im richtigen Umgang mit der persönlichen





Schutzausrüstung: Diese besteht aus Handschuhen, Schutzkittel, Brille und FFP2-Maske. Den Umgang mit der Ausrüstung haben die Mitglieder der Einsatzgruppe anhand von Lehrvideos eingeübt. Zusätzlich wurden Präsenzs Schulungen sowie Videokonferenzen angeboten. In einer Prüfung mussten die Seelsorgenden nachweisen, dass sie den Ablauf des An- und Ablegens der Schutzausrüstung verinnerlicht haben.

»Die meisten Fehler geschehen beim Ablegen. Das Material darf nämlich jetzt nicht mehr außen angefasst werden«, sagt Isabel Scheidl-Martins. Die 52-jährige ist eine von sechs Gemeindereferent/-innen, die in der Einsatzgruppe mitarbeiten. Die Prozedur sieht nach jedem Schritt eine Desinfektion der Hände vor, insgesamt fünfmal. »Alles muss nach dem einmaligen Gebrauch noch vor Ort in einer Mülltüte luftdicht verpackt und entsorgt werden«, erklärt sie.

Das gilt auch für die verwendeten liturgischen Materialien. Denn alles, was in den Quarantänebereich hineingetragen wird, muss auch dortbleiben und darf nicht wieder hinausgetragen werden. Das Krankenöl wird in einem Plastik-Einwegdöschen transportiert, die Hostie in einem vorgedruckten und nach Anleitung zusammengefalteten Kommunionbriefchen.

Für die liturgischen Feiern wurden auch eigene Rituale erarbeitet, die die wesentlichen Worte und Zeichenhandlungen in verkürzter Form enthalten. Krankenkommunion, Krankensalbung, Sterbesegen oder Gebet am Totenbett, alles ist so verdichtet, dass es auf

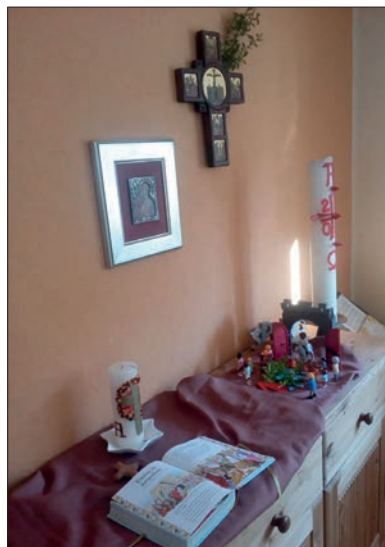
einem DIN A5-Blatt Platz findet. Und auch für dieses Material gilt: Nichts davon darf wieder nach draußen. Die Einsatzgruppe ist für alle an Covid-19-Erkrankten und deren Angehörige sowie für Ärzte und Pflegende in der Erzdiözese München und Freising unter der Telefonnummer 0151 / 42 40 25 12 rund um die Uhr für Notfälle erreichbar. Die meisten Anrufe führten die Seelsorgenden bisher in Situationen, in denen Menschen bereits im Sterben lagen. Für die Leitung der Einsatzgruppe ist es wichtig auch Rückmeldung über den Grad der eigenen Belastung der Seelsorgenden nach einem Einsatz zu bekommen. Teil der Einsatznachbereitung ist auch das Angebot von Supervision.

»Durch die Einsatzgruppe Seelsorge können wir als Kirche auch in der aktuellen Krise unseren Grundauftrag erfüllen, den Kranken und Sterbenden beizustehen«, sagt Thomas Hagen, der die Einsatzgruppe leitet und koordiniert. »Gerade in der Situation von Isolation, existentieller Angst und Bedrohung, die Covid-19-Erkrankte oft erleben, wollen wir ihnen nahe sein und ihnen Gottes Zuspruch bringen: Fürchtet euch nicht! Ihr seid nicht allein!«, so Hagen.

● PFR. DANIEL LERCH

Leiter der kath. Klinikseelsorge am Klinikum der LMU München – Campus Innenstadt · Fotos: Erzbischöfliches Ordinariat München/Lennart Preiss

Weitere Informationen sowie Kontakt zur Einsatzgruppe Seelsorge erhalten Sie per E-Mail: einsatzgruppeseelsorge@eomuc.de



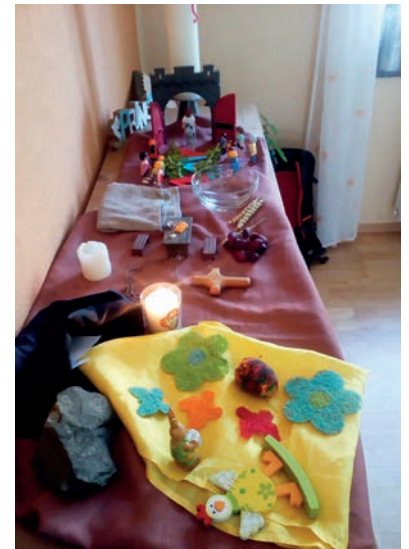
Ostern anders

Ostern war dieses Jahr anders! Ja, klar! Ein Virus machte alle Pläne für eine schöne Osterfeier zunichte. Und damit stellte sich die Frage: Wie kann aber trotzdem für unsere Familie bzw. auch für andere Familien Ostern werden? Keine Verwandtenbesuche, für die Erstkommunionkinder kein Weißer Sonntag, aber besonders für alle auch kein Palmsonntag-Familiengottesdienst, kein Gründonnerstag-Kindergottesdienst mit Brotbacken und Traubensaft, kein gut besuchter Familienkreuzweg auf der Dörnschlade (eine kleine Wallfahrtskapelle bei uns in der Nähe) und besonders keine Osternacht, kein Ostergottesdienst in der Kirche! Irgendwie eine schrecklich traurige Vorstellung! Wie soll da die Osterfreude aufkommen?

Angebote für Gottesdienste in Fernsehen, Radio und Online aus der Region, dem Bistum oder überregional gab es reichlich, doch wandten sie sich vorrangig an Erwachsene. Schon ein »normaler« Sonntagsgottesdienst ist oft »langweilig« oder »uncool«, wie viel mehr dann ein passives Sitzen vor dem Bildschirm auf dem heimischen Sofa mit Blick in eine fast menschenleere Kirche. Zumindest unseren Kindern fällt das Stillsitzen bei einem Fernsehgottesdienst noch mal so schwer, da so viel Ablenkung in Reichweite ist und die Wirkung des Kirchenraums fehlt! Da hilft auch nicht, wenn der Onkel, der Priester ist, beim Livestream zu sehen ist. – Also, was konnte man tun? Was machen Familien mit kleinen Kindern oder Teenagern, wie wir in der Krise?



Die Autorin, Regina Tanger, wohnt mit ihrer Familie in Kreuztal bei Siegen (südlicher Zipfel der Diözese Paderborn) und ist hauptberuflich Mutter von vier Jungs im Alter von 14, 12, 9 und 5 Jahren und ehrenamtlich im Kindergottesdienst, Familiengottesdienst und PGR, sowie als Kommunionhelferin und anderen Einzelaktionen tätig. Als ausgebildete Gemeindereferentin, ist sie zurzeit in Sonderurlaub zur Betreuung ihrer Kinder.



Wir könnten doch einfach einen Gottesdienst in der Familie zu Hause feiern, mit einer ganz einfachen Liturgie, die auch für die Kinder verständlich ist, und Elementen zum Mitmachen! Die Idee ist ja nicht neu, schon die ersten Christen hielten ihre Zusammenkünfte zunächst als Hausgottesdienste ab. Nur woher bekommt man Vorlagen für solche Hausgottesdienste für die Kar- und Ostertage bzw. woher die Zeit nehmen, Vorlagen und Ideen zu entwickeln? Ich fühlte mich ja schon mit dem ganzen Homeschooling-Chaos mit drei Kindern an drei unterschiedlichen Schulformen und der zusätzlichen Bespaßung eines Kindergartenkindes überfordert. – Bei Gesprächen mit unserer Pfarrgemeinderatsvorsitzenden, deren Kinder schon etwas älter sind, erfuhr ich, dass andere ähnliche Gedanken haben. Ihre Kinder konnten sich überhaupt nicht vorstellen, die Osternacht am Fernsehen zu verbringen. Dann doch eher am Lagerfeuer...

So reifte dann doch die Idee, eine Reihe von Familiengottesdiensten für die Kar- und Ostertage zu entwickeln. Zwar hätte ich mir am Dienstagmorgen vor der Karwoche das überhaupt noch nicht träumen lassen, aber nachmittags beim ungestörten Staubsaugen (die Kinder spielten im Garten, wie jetzt während ich diesen Artikel schreibe) wurde die Idee doch immer konkreter, weil ich leere Kar- und Ostertage vor mir sah und dies ein Szenario ist, dass ich mir nun gar nicht vorstellen konnte.

Somit suchte ich mir Verbündete, weil ich zwar Ideen hatte, aber gerade jetzt, wo meine Jungs morgens nicht in der Schule oder Kindergarten sind, gar keine Zeit habe, diese zu verschriftlichen. Unser Pfarrer schrieb den geplanten Familiengottesdienst als Wohnzimmergottesdienst um, den wir aber dann doch nochmal sehr veränderten. Als Familiengottesdienst so ganz normal in der Kirche wäre die Vorlage sicher gut ge-

wesen, aber für zu Hause war sie einfach zu textlastig. Gabriela Wiechert (die Pfarrgemeinderatsvorsitzende) und ich erarbeiteten als Anregungen konzipierte Vorlagen, die wir über die Internetseite des Pastoralverbundes sowie über soziale Netzwerke verbreiteten.

Für Familien mit Kindern entstand dabei ein liebevoll gestalteter Kar- und Osterweg, der die Stationen des Weges Jesu von Palmsonntag bis Ostersonntag symbolisch darstellte. Der Kreativität waren dabei keine Grenzen gesetzt (vgl. Fotos). Beim Basteln der Palmzweige am Palmsonntag, dem gemeinsamen Brotbacken und einer einfachen Mahlfeier am Gründonnerstag oder bei der Feier der Osternacht an der heimischen Feuerschale blieb neben der Beschäftigung mit den biblischen Texten viel Gelegenheit zum Austausch in der Familie und für Fragen der Kinder.

Eine solche selbst gestaltete Familienandacht ist natürlich nicht vergleichbar mit der feierlichen Liturgie der Osternacht mit ihren vielfältigen Ritualen – und doch war es ein besonderes Erlebnis: Es blieb viel Raum für echte Glaubensgespräche, für eine persönliche Auseinandersetzung mit der Osterbotschaft, für individuell formulierte Gebetsanliegen oder Fürbitten. Bei uns war es manchmal ein Spagat sowohl dem 5-jährigen als auch dem 14-jährigen gerecht zu werden und auch selber für die eigene Seele etwas aus der heimischen Feier zu ziehen, aber letztendlich war es für unsere Familie eine stimmige Sache. Auch von ein paar anderen Familien aus unserer Gemeinde habe ich Rückmeldungen bekommen, die dankbar für die Anregungen waren und kreativ mit den Ideen umgegangen sind. – Vielleicht ist das das Fazit dieser »Krisenzeit«: Ostern ist anders, aber auch persönlicher!

● REGINA TANGER





Wie wird die Welt sein - wenn die Gefahren der Pandemie gebannt sind?

Eine Frage, die mich umtreibt. Auch wenn man aus der Geschichte oft nichts lernt, eins zu eins Übertragungen aufgrund der unterschiedlichen Lebensvoraussetzungen nicht möglich sind, erscheint es mir dennoch lohnenswert sich mit ihr zu beschäftigen.

Neben vielen Bewältigungsstrategien, die derzeit Menschen entwickeln, um mit der Pandemie umzugehen, ist die Beschäftigung mit ähnlichen Krisen in der Historie eine weitere. Als ich mich im Buchladen (vor der Ankündigung des Lockdowns) mit Büchern versorgte, fiel mir eines besonders auf: Laura Spinney, »1918. Die Welt im Fieber. Wie die Spanische Grippe die Gesellschaft veränderte« in der 3. Auflage von 2020, erstmals veröffentlicht unter dem Titel im englischen Original »Pale Rider. The Spanish Flu of 1918 and How it Changed the World.« 2017. Der britischen Wissenschafts- und Romanautorin gelingt es auf 345 Seiten in acht Kapiteln ein umfassendes Bild der Pandemie vor ca. 100 Jahren zu zeichnen. Was bislang oft als eine Fußnote in der Geschichte galt, entfaltet sich durch ihre Analyse und zeigt Auswirkungen in nahezu allen Lebensbereichen bis in die heutige Zeit.

Das Buch beginnt mit einem evolutionsbiologischen Abriss zum Grippevirus. Tierische Reservoirs für Viren, welche in der Frühzeit für Menschen meist ungefährlich waren, wurden in der Zeit der Domestikation von Haustieren zugänglich. Aufgrund des relativ engen Zusammenlebens von Mensch und Tier/teilweise Wildtier entstanden neue Viruserkrankungen. Diese erfuhren eine zunehmende Verbreitung in den Städten des Altertums. In Co-Evolution entwickelte das Immunsystem von Menschen Abwehrstrategien und Viren immer wieder Mutationen. Diese weit zurückliegende Entwicklung zeigt sich in der derzeitigen Pandemie von neuer Aktualität.

Es folgen Ausführungen zur Wissenschaftsgeschichte. Zur Zeit der Spanischen Grippe diskutierte man die Keimtheorie und die Vorstellung der Monaden von Leibniz. Infektionskrankheiten stellten immer noch die größte Bedrohung der Gesundheit dar. Vor 100 Jahren konnte man Viren noch nicht nachweisen, musste aber Ideen entwickeln, wie man dem Ausbruch der Grippepandemie begegnen konnte. – Neben der Wissenschaft, nahmen sich andere Disziplinen der Deutung der Krankheit an. Die Entwicklung des Namens für die Krankheit zeigt, wel-

che Kräfte wirkten, um Ursachen hierfür zu bestimmen, Schuldige zu benennen und theologische Erklärungen zu festigen. Eine globale Ideengeschichte entfaltet Laura Spinney in ihrem Buch. Sie gibt Eindrücke von Vorstellungswelten aus allen Kontinenten, die unter der Grippe litten.

Die Eindämmung einer Seuche verfolgte vor 100 Jahren ähnliche Ziele wie heute: Aufmerksamkeit auf das Infektionsgeschehen, Verhinderung der Ausbreitung und Motivation zur Kooperation hinsichtlich der Bekämpfung des Virus. Eine zentrale Behörde konnte diese Ziele koordiniert angehen und v.a. sich der Dokumentation der Fälle und der Erforschung der Krankheit widmen. Die Autorin beleuchtet das Vorgehen in verschiedenen Ländern, um zu zeigen, welche Auswirkungen diese wesentlichen Faktoren hatten – oder in negativen Fällen – nicht hatten. Die Aufarbeitung einer Pandemie stellt eine gute Vorsorge für künftige ähnliche Fälle dar. Diese Erkenntnis setzte sich im Nachgang der Grippe-Pandemie durch.

In der jetzigen Phase erscheint mir das Kapitel »Die Welt nach der Grippepandemie« von besonderem Interesse zu sein.

Die Phänomene reichen von Babyboom bis hin zur benachteiligten Generation von 1919, neurologischen Folgen der Grippeerkrankung und Grippewaisen. Die Medizin erfährt eine Reihe von Neuerungen: Hygiene, Virologie und Epidemiologie sind neue Disziplinen. Ebenso zeigen sich Entwicklungen in den Bereichen der Kunst. In Theaterstücken, Filmen, Romanen und Lyrik spiegeln sich die Erfahrungen dieses einschneidenden Erlebnisses für die Gesellschaft wider.

Das letzte Kapitel erscheint wie ein Ausblick auf die derzeitige Pandemie. »Apokalypseermüdung« nach vielen Filmen und Artikeln zum Thema, die Rolle der Medien, die Aufgaben der WHO und Freiwilligkeit anstatt Zwangsmaßnahmen hinsichtlich der Strategien zur Bekämpfung eines Virus sind die Aspekte, die Laura Spinney als wichtig angesichts neuer Gefahren erachtet. Mensch und Mikrobe werden sich weiterhin wechselseitig beeinflussen.

Die Autorin legt mit ihrem Buch »1918. Die Welt im Fieber« eine erstmalige Zusammenschau der Forschungsergebnisse zur »Spanischen Grippe« vor. Erfreulich ist die Erwähnung von Geschehnissen in aller Welt, anstatt sich nur auf die europäische und amerikanische Sicht zu beziehen. In ihrem Nachwort deutet sie an, dass die Erforschung der Grippepandemie noch weitergehen muss, da die Fakten erst ge-

rade aus dem Vergessen heraus hervor geholt worden sind.

Das Buch, welches für 26€ im Hardcover vom Hanser-Verlag vorliegt, liest sich aufgrund der angenehmen Erzählweise, gespickt voller interessanter Details, sehr flüssig und trotz Komplexität des Themas leicht. Schwarz-weiß-Fotografien leiten die einzelnen Kapitel stimmig ein. Ein umfangreiches Register zum Auffinden von Begriffen sowie Karten mit Ausbreitungswellen ergänzen die Texte. Interessierte Leserinnen und Leser finden in den zahlreichen Anmerkungen weitere Verweise für eigene Recherchen.

Wie wird die Welt sein – wenn die Gefahren der Pandemie gebannt sind? Wir können

nicht in die Zukunft sehen, aber wir können von unseren Vorfahren lernen. Wir kennen Faktoren, die den Verlauf einer Virusverbreitung verlangsamen. – Wir wissen auf welche Folgen man sich einstellen muss. Wir können unsere Geschichte mitgestalten.



● DOROTHEA WICHMANN, BONN

Lehrerin für sonderpädagogische Förderung Lehrerin für Sekundarstufe I mit den Fächern katholische Religionslehre und Biologie

Allein

© Doris Bewernitz



Sein Leben ist ein Kettenkarussell
Er hat so viele Träume zu verschenken
Er hat so viele Fragen zu bedenken
Und alles, alles geht ihm viel zu schnell

Das erste Mädchen, das er einst umarmte
Im Krieg, ihr rätselschwarzes langes Haar
War seidenweich und roch so wunderbar
Als das Verlangen ihrer sich erbarmte

Im alten Garten wuchsen Mirabellen
Und seine Kinder saßen auf dem Schoß
Die Sommer waren wie ein Festmahl groß
Jetzt hätte er wohl Lust, den Acker zu bestellen

Den Hund zu kraulen, durch den Wald zu gehen
Noch einmal all den Duft in sich zu saugen
Die Nase sollte doch dafür noch taugen
Dass er's nicht darf, das kann er nicht verstehen

So viele Menschen hat er mal geliebt
Und fragt sich still, wo die geblieben sind
Sein Herz ist weit, als wäre er ein Kind
Und da ist keiner, der ihm Antwort gibt

Jetzt ist er alt, der Rücken ist gebeugt
Er hat zu essen und es gibt auch Frauen
Die kommen manchmal zu ihm und sie schauen
Ihn an, sie haben keinen Namen und er schweigt

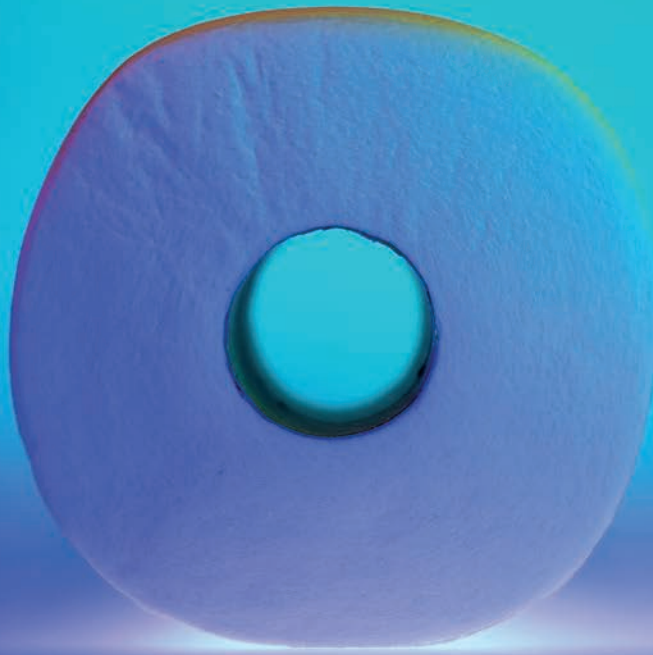


Foto: Brian McGowan@unsplash.com

Was mir Angst macht

Es ist Sonntag, 17. Mai 2020. Die NWO (neue Weltordnung) ist nicht installiert worden, kein Überwachungschip wurde mittels Zwangsimpfung in mich eingeschleust. Oder doch? Haben wir es nur nicht bemerkt? Wir, die wir ja schon lange vom Reptiloid Merkel regiert werden?

Ok, nicht jeder der Demonstranten in Berlin, Stuttgart und wo auch immer glaubt an den Verschwörungsmythos um Bill Gates, an die Kindern in den Tunneln, an QAnon und den »Plan« oder an die Gefahr des Weltjudentums. Viele jedoch zweifeln an der Gefahr des Virus, halten die Maßnahmen für völlig überzogen, glauben, dass Sie für den Erhalt der Grundrechte kämpfen müssen und wähen sich in einer Diktatur, in der man ja nicht mal mehr seine Meinung sagen darf. Diese ihre Meinung wiederum äußern sie ungestraft und laut in der Öffentlichkeit.

Es gibt Demonstranten, die berechnete Existenzängste haben, sich von der Situation völlig überfordert fühlen und die sehr unter den Kontaktbeschränkungen. Viele tun sich schwer, seriöse Informationen von Fake-News zu unterscheiden. Auch, wenn das so ist, habe ich kein Verständnis für ihr Verhalten, durch das sie sich und andere in Gefahr bringen.

Echte Probleme

»Ja, aber es gibt doch echte Probleme über die Gefahr des Virus an sich hinaus?!«, wird mancher einwenden. »Darf man sich dafür nicht einsetzen?« Selbstverständlich gibt es diese Probleme und die müssen dringend thematisiert werden. Manche sind offensichtlich und werden häufig kommuniziert: der Pflegenotstand, die Mängel im Gesundheitswesen überhaupt, die nahezu unvorstellbaren wirtschaftlichen Folgen für Einzelne, die Gesellschaft und die ganze Welt. Manches ist nicht so im Bewusstsein, wird aber auch benannt – Gewalt in den Familien oder psychische Belastung der Isolierten beispielsweise. Wichtig ist ebenso der Blick über den deutschen und europäischen Tellerrand hinaus hin zu Tagelöhnern in Indien oder Südafrika, zu den inzwischen auch stark betroffenen indigenen Volksgruppen im Amazonasgebiet und zu den Flüchtlingslagern, für die Moria ja nur ein Beispiel ist.

Sorgen und Ängste sind berechnete angesichts dessen, was los ist. Bereits geschehene und zu erwartende Schäden sind abzuwägen. Oft ist eine Entscheidung zwischen richtig und falsch gar nicht möglich, weil alles so sehr komplex ist, dass man von einem Dilemma ins nächste gelangt. Die ganze Welt ist durch etwas

Neues herausgefordert. Es wird vermutlich nie mehr so sein wie bisher. Und das, was bisher war, verschärft oder verstärkt sich: Empathie, Kreativität, Hilfsbereitschaft und Verbundenheit ebenso wie der Wunsch nach einfachen Lösungen, die Suche nach Schuldigen, Egoismus, Hass und Wahnsinn.

Alles verstärkt sich

Am Anfang war da bei mir ein Hauch von Hoffnung als ich wahrgenommen habe, wie wichtig auf einmal die Einschätzung von Fachleuten genommen wurde. Vielleicht, so dachte ich, begreifen jetzt viele die Bedeutung seriösen wissenschaftlichen Arbeitens, vielleicht verstehen die, die bisher auf schwurbelnde Pseudomediziner gehört haben, was für ein Glück es z.B. ist, dass es Impfungen gibt. Gäbe es (schon) eine gegen Covid-19, wie sehr würde es uns helfen!

Seit Jahren interessiert mich, was Menschen so alles glauben und wie fanatisch Anhänger unterschiedlicher »Glaubensrichtungen« (religiös, politisch oder bei Gesundheitsthemen) ticken. Ich informiere mich, mische mich ein, versuche aufzuklären – und scheitere oft. Eine Gruppe, die in Berichten über die Demonstrationen oft erwähnt wird, sind Impfgegner. Dabei handelt es sich um eine kleine Gruppe von 3-4 Prozent der Bevölkerung, die lautstark agiert und Verunsicherung bewirkt. Hardliner schimpfen auf die böse Pharmalobby und drohen mit Impfschäden oder gefährlichen Zusatzstoffen. Liest man zu solchen Aussagen seriöse Informationen von Fachleuten, ist schnell klar: Impfschäden sind äußerst selten, schlimme Folgen sogenannter »Kinderkrankheiten« deutlich häufiger. Masern beispielsweise töten weltweit jährlich ca. 140 000 Menschen, zumeist Kinder unter fünf Jahren. Impfschäden im Hinblick auf Impfungen aller Art werden in Deutschland jährlich im Schnitt bei 30 Fällen anerkannt. Eine neue wissenschaftliche Cochrane-Analyse, bei der Forscher 138 Studien an mehr als 13 Millionen Kindern analysiert und nachgewertet haben, zeigt, dass die Masernimpfung sicher ist. Erkrankungen wie Autismus, Diabetes, Asthma, MS... treten bei den geimpften und nicht geimpften Kindern gleich häufig auf. Einen eingelebten Impfgegner wird das nicht überzeugen. Eine typische Antwort lautet: »Mein Kind ist nicht so oft krank, wie seine Klassenkameraden.« Oder auch das beliebte Argument: »Ich kenne jemand, der eine kennt, deren Enkel nach Impfung krank wurde.« Eine Aussage, die nur aufzeigt, dass da jemand den Unterschied zwischen Kausalität und Korrelation nicht kennt. Als Quellen werden pseudomedizinische Bücher, Artikel oder Filme erwähnt (Kopp-Verlag, KenFM, Kla.TV...). Nun könnte man sagen: »Soll doch jeder glauben und tun, was er denkt. Er wird schon sehen, was er davon hat.« Diese Haltung übersieht, dass Eltern, die ihre Kinder

nicht impfen lassen, nicht nur ihre Kinder in Gefahr bringen, sondern durch ihre Kinder auch Menschen, die keine oder bestimmte Impfungen nicht vornehmen lassen dürfen, wie z.B. Säuglinge oder Immungeschwächte. Um Herdenimmunität zu erreichen ist jeder mitverantwortlich. Das wird auch so sein, sollte es einmal einen Impfstoff gegen Covid-19 geben.

Die Impfgegner bei den derzeitigen Demos gehen allerdings über das Bisherige hinaus. Sie wehren sich gegen eine Impfpflicht gegen Covid-19, obwohl es weder einen Impfstoff, noch einen Entwurf zur Einführung einer Pflicht gibt. Sie haben Angst vor einem Chip, der angeblich allen implantiert werden soll, um die Weltbevölkerung zu dezimieren.

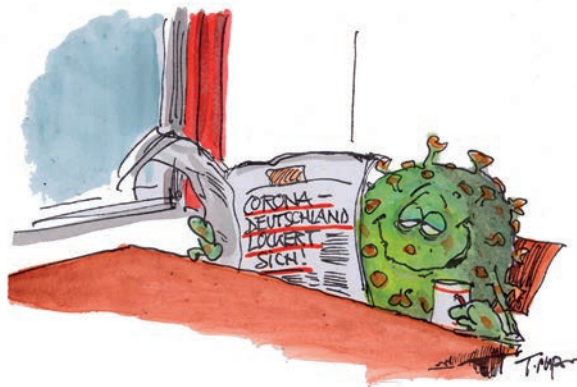
Was Menschen, die an »alternative Fakten« glauben, auch gerne sagen, ist: »Wir haben halt unterschiedliche Meinungen.« Da muss ich tief durchatmen. Ja, klar haben wir unterschiedliche Meinungen. Darf man haben. Mein Gegenüber darf an Chemtrails glauben oder daran, dass die Erde eine Scheibe ist, an Impfmythen und die Nützlichkeit des Desinfektionsmitteltrinkens. Er darf es sogar laut und deutlich und überall sagen. Darauf hat

er ein Recht. Ein Recht auf eine eigene Meinung hat er, nicht aber auf eigene Fakten oder darauf, dass ihm dabei nicht widersprochen wird. Auch nicht darauf, dass er ernst genommen wird. Es geht nicht darum, sich zu Tatsachen eine Meinung zu bilden, sondern darum, auf der Grundlage von Tatsachen Handlungsoptionen zu entwickeln! Der Soziologe Matthias Quent spricht im Hinblick auf diesen illustren Kreis von Meinungsmachern von einem »diffusen Sammelbecken« und weist darauf hin, dass die Krise auch dazu benutzt

wird, Menschen gegeneinander, gegen die Wissenschaft und gegen politische Verantwortungsträger aufzubringen. Dies geschieht längst nicht nur durch Demonstrationen, sondern vor allem über ein System von Verbreitern »alternativer« Nachrichten über Soziale Medien, vor allem durch zum Teil millionenfach angeklickte Videos. Dieses wachsende Netzwerk ist das, was mir mehr Angst macht als das Virus selbst.

Ein diffuses Sammelbecken

Wie oben bereits erwähnt – es sind nicht lauter Verschwörungstheoretiker bei den Demonstrationen. Feder- und wortführend sind jedoch sogenannte Querdenker, eine Gruppierung mit Namen Widerstand 2020, Anti-Corona-Rebellen, AFD-Wähler, links-esoterische Impfgegner und Pseudomedizinanhänger. Ebenso Antisemiten, Prepper, Fremdenfeindliche, Rechtsradikale, Klimawandelleugner und auch fundamentalistische, christliche Gruppierungen. Sie rufen »Wir sind das Volk«, oder »Diktatur« und schon allein deshalb, weil sie keine Masken aufsetzen, fühlen sie sich als Revolutionäre.



*Wie diskutiere ich mit jemanden, der glaubt,
dass die Bundesregierung bewusst und absichtlich
die Abschaffung der Grundrechte plant und der
dagegen demonstriert, dass er nicht demonstrieren darf?*

Fachleute, z.B. der Religionswissenschaftler Michael Blume, halten übrigens den Begriff »Verschwörungstheorie« für irreführend, da es sich nicht um »Theorien« innerhalb eines wissenschaftlichen Diskurses handelt, sondern um Verschwörungsmymen.

Und die katholische Welt?

Dasselbe Spiel. Kirche agiert, wie die Gesellschaft auch, in stabilen Mustern. Auch wenn das Virus alles verändert, bleibt in gewisser Weise doch alles wie es war. Hier, wie auch in sonst in der Gesellschaft, ist der Anteil der Vernünftigen sehr hoch. Wer bisher aus echter christlicher Grundhaltung heraus seinen Glauben im Alltag gelebt und sich evtl. auch ehrenamtlich oder beruflich engagiert hat, der hat die Krisen-Challenge angenommen und macht das Bestmögliche daraus: Kontakt halten, caritativ handeln, Impulse setzen, in gesellschaftspolitischen Fragen Position beziehen. Kirchliche Verantwortungsträger agieren ähnlich wie andere Unternehmensleitungen oder auch die Regierung: Sie informieren sich und regeln das, was im Hinblick auf kirchliches Arbeiten, Leben und Handeln notwendig ist.

Gleichzeitig gibt es auch bei uns eine zahlenmäßig ebenfalls kleine, aber medienwirksame Schwurbelszene. Manche glauben, dass Hostien Viren abwehren, dass die Pandemie eine Strafe Gottes ist oder wahlweise, dass er die, die ordentlich beten, retten wird. Es gibt junge Leute (Piusbrüdergefolgschaft?), die in Videos quengeln: »Gebt uns die Heilige Messe zurück«, bis hin zu den Herren Vigano, Müller u.a., die auch vor der großen Weltverschwörung warnen. Zu Letzteren meint Generalvikar Pfeffer (Essen): »Ich bin einfach nur fassungslos, was da im Namen von Kirche und Christentum verbreitet wird: Krude Verschwörungstheorien

ohne Fakten und Belege, verbunden mit einer rechtspopulistischen Kampf-Rhetorik, die beängstigend klingt.«

Dieser gewaltbereite Kampf-Modus, den Klaus Pfeffer benennt, der macht mir Angst angesichts der Ungewissheit, was in den nächsten Monaten auf uns zukommen wird.

Was tun?

Wie diskutiere ich mit jemanden, der glaubt, dass die Bundesregierung bewusst und absichtlich die Abschaffung der Grundrechte plant und der dagegen demonstriert, dass er nicht demonstrieren darf? Was sage ich, wenn Leute glauben, dass Angela Merkel eine aus einer Samenspende gezüchtete Tochter Adolf Hitlers ist und dass Bill Gates uns allen mittels Impfung einen Überwachungschip einpflanzen wird? Wie reagiere ich, wenn jemand sich einen Judenstern mit der Aufschrift »ungeimpft« auf die Jacke näht und sich angesichts der Regierungsentscheidungen zum Schutz vor Covid-19 mit Anne Frank im Hinterhaus vergleicht?

Zunächst sind folgende Schritte notwendig, denke ich:

- Mich selbst gut informieren und die Fakten kennen. – Konkretes Beispiel: die Bedeutung der Reproduktionszahl und der exponentiellen Ausbreitung. Auch ein mathematisch Minderbegabter versteht Schachbrettggeschichte. Legt man auf Feld 1 ein Reiskorn und auf die folgenden Felder immer das Doppelte, was auf dem Feld zuvor lag, dann wären das für alle 64 Felder letztendlich 18 Trillionen Reiskörner mit einem Gewicht von 540 Milliarden Tonnen. Die Reisernte der ganzen Welt von mehr als 870 Jahren. (<http://www.whm.ma.tum.de/ws1213/lba1/erg/erg07.pdf>)



Pseudo-Experten
→ unqualifizierte Personen oder Institutionen als Quelle relevanter Einwände präsentieren



Masse von Pseudo-Experten
→ mit Verweis auf eine große Zahl unqualifizierter Personen behaupten, es gäbe in der Forschung zu einer bestimmten Frage noch keine gesicherten Erkenntnisse



Aufgeblähte Minderheit
→ eine kleine Zahl abweichender Meinungen fälschlich als große Menge präsentieren

Fingierte Debatte
→ seriöse Forscher und Pseudo-Experten in einem Pro&Contra-Format präsentieren, um den irreführenden Eindruck einer tatsächlichen wissenschaftlichen Debatte zu erwecken



Logik-Fehler
Argumentationen vorbringen, die sich bei genauer Betrachtung als unlogisch erweisen – zum Beispiel aus korrekten Informationen falsche Schlüsse ziehen



Irreführende Analogie
→ daraus, dass sich Dinge in einem bestimmten Punkt gleichen, fälschlich schließen, sie wären auch in anderen Punkten gleich



Mehrdeutigkeit
→ mehrdeutige Begriffe verwenden, um Zuhörende aufs Glatteis zu führen und so zu irreführenden Schlussfolgerungen zu bringen

Voreilige Schlussfolgerung
→ durch Weglassen relevanter Informationen eine falsche Aussage als schlüssig erscheinen lassen



Übermäßige Vereinfachung
→ falsche Dichotomie: zwei Optionen als einzige Möglichkeiten darstellen, wenn es in Wahrheit noch andere gibt

→ Ursachen unterschlagen: suggerieren, es gäbe für ein Ereignis nur eine Ursache, wenn es in Wahrheit mehrere gibt

ARGUMENT

Ad-hominem-Angriffe
→ ein Argument dadurch angreifen und entwerfen, dass man die Person angreift oder verleumdet, die es vorbringt („ad hominem“, lateinisch = gegen die Person gerichtet)



Blendgranate
→ Steht die Diskussion an einem Punkt, der einem unangenehm ist, wirft man eine Aussage in den Raum, die alle Aufmerksamkeit auf sich zieht und vom ursprünglichen Punkt ablenkt. (engl. Titel der Strategie: „red herring“)



Verfälschte Darstellung
→ eine Situation falsch oder verzerrt darstellen, um so die eigene Behauptung scheinbar zu stützen



Strohmann-Argumentation
→ die Position der Diskussionspartnerin oder einer dritten Person falsch oder verzerrt darstellen, um sie besser angreifen zu können



Unerfüllbare Erwartungen

von der Wissenschaft Dinge verlangen, die sie gar nicht erfüllen kann – zum Beispiel durch das Fordern eines Grades von Gewissheit, der unerreichbar ist



Verschiebung von Torpfosten
→ plötzlich seine Forderungen verschärfen, nachdem vorherige Forderungen erfüllt wurden

GRUNDKURS DESINFORMATION



Rosinen-Pickerei

Informationen bewusst lückenhaft auswählen, sodass sie bei isolierter Betrachtung die eigene Position zu stützen scheinen



Faultier-Induktion
→ die Informationssuche beenden, sobald man zu einem passenden Schluss gekommen ist (Während beim „Rosinenpickern“ bequeme Informationen hervorgehoben werden, geht es hier eher um ein Vernachlässigen unbequemer Informationen.)



Anekdote
→ rein subjektive Erfahrungen oder isolierte Einzelbeispiele heranziehen und hervorheben, statt eine breite, auch abstrakte Informationsbasis zuzulassen



Verschwörungs-Mythen

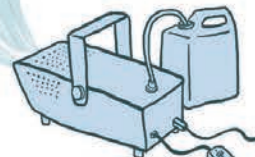
üble Machenschaften und geheime Bündel unterstellen, zum Beispiel dass Einzelpersonen oder Gruppen absichtsvoll Beweise zum Klimawandel fälschen usw.



Ob bei der Erderhitzung, der Wirksamkeit von Impfungen oder den Gesundheitsgefahren durch Auto-Abgase: Immer wieder werden in politischen Diskussionen grundlegende wissenschaftliche Fakten falsch dargestellt.

Dies passiert bei Facebook, Twitter & Co. genauso wie auf Internet-Blogs, in persönlichen Gesprächen ebenso wie in Bundestagsreden. Für Laien sind die rhetorischen Tricks der Manipulation oft schwer zu erkennen.

Diese Grafik erklärt die häufigsten Strategien, mit denen die Nebelmaschine der Desinformation arbeitet.



■ Wichtig ist, sich bewusst zu machen, dass jeder Mensch zunächst dazu neigt, Aussagen danach zu bewerten, ob sie in sein Weltbild passen. Unser Gehirn neigt zu geistigen Kurzschlüssen und so halten wir uns nach Lektüre einiger Artikel gerne gleich für Fachleute (Dunning-Kruger-Effekt). Wer andere auf diesen Mechanismus aufmerksam machen möchte, tut gut daran, den Effekt auch bei sich bewusst wahrzunehmen und gegenzusteuern.

■ Notwendig ist, zu verstehen, was derzeit abläuft und sich bewusst zu machen, was in Krisenzeiten passiert. Unsicherheit und Angst machen sich breit, man wünscht sich, es wäre alles wie zuvor und sehnt sich nach einfachen Lösungen für komplexe Problem. Man sucht nach Schuldigen. Geschichten, die dieses Bedürfnis bedienen (und in denen zum Teil sogar bisweilen ein Körnchen Wahrheit stecken mag) werden dankbar angenommen. Hinzu kommt, dass wir dazu neigen, uns an Risiken zu gewöhnen und bei Vorsichtsmaßnahmen nachlässig werden.

■ Und da kommen Leute ins Spiel, die diese Bedürfnisse nutzen, Geschichten verbreiten und zu Verschwörungsmaythen ausbauen. Wer auf der Ebene agiert, ist für vernünftige Argumente meist nicht mehr zugänglich. Das muss ich wissen, wenn ich dagegenhalte. Dieser Widerstand oft gegen alle Vernunft liegt auch daran, dass jemand, dessen Meinung ich kritisiere, sich oft nicht nur in der Sache, sondern als Person angegriffen fühlt. Ich stelle sein (positiv empfundenenes) Selbstbild infrage und er sieht oft nur noch die Handlungsoption eines aggressiven Gegenangriffs. »Du Schlafschaf!« So und schlimmer endet dann der Disput.

Ansetzen kann man bei denen, die noch verunsichert sind, offen für unterschiedliche Botschaften, interessiert daran, sich selbst eine fundierte Meinung zu bilden. Hier besteht Hoffnung, dass Erläuterungen zu wissenschaftlichem Arbeiten auf fruchtbaren Boden fallen. Auch ein paar Politiker – z.B. Herr Laschet und Herr Lindner – brauchen noch Nachhilfe, wenn sie sagen: »Die Virologen sollen sich mal entscheiden, was jetzt richtig und falsch ist und uns sagen, was wir tun sollen.« Wissenschaft ist nie fertig! Es gibt immer nur den aktuellen Stand, der eine gewisse Sicherheit gibt und aus dem sich Handlungsoptionen ableiten lassen. Ein seriöser Wissenschaftler ist nicht beleidigt, wenn ihm ein Kollege nachweist, dass er an einer Stelle falsch liegt. Nur so erweitert sich der Horizont. Dieses Denken es ist schwer für alle, die es nicht gewohnt sind

und abschreckend für die, die sich weigern, diese Vorgehensweise überhaupt zu verstehen.

Bedeutsam ist es, im Gespräch die Sorgen des Verunsicherten wahrzunehmen und zu signalisieren, dass man die Ängste, wie auch den Wunsch nach Lösungen gut nachvollziehen kann und auch auf der Suche nach Wahrheit und hilfreichen Vorgehensweisen ist. Am besten in Ruhe in einem Vier-Augen-Gespräch. Solange Gesprächspartner in der Lage sind, ihre bisherigen Vorstellungen und Überzeugung zu hinterfragen, solange kann es gelingen, zu analysieren, das Wissensspektrum zu erweitern, innere Widersprüche und Dilemmata aufzudecken. Ist der Gesprächspartner nicht bereit, seriöse Wissenschaft von Pseudowissenschaft unterscheiden zu lernen und jede seiner Quellen unaufgeregt anhand sachlicher Kriterien zu überprüfen, dann wird es schwierig. Tatsächlich skeptisch sein, stets das eigene Nichtwissen und auch das der Wissenschaft mit zu bedenken – darauf kommt es an. Dazu gehört auch, die Unsicherheit auszuhalten. Manches wissen wir – viel mehr aber wissen wir (noch) nicht. Wer erfüllt ist von Panik, Wut, Hass und Egoismus und wer überall nur das Böse sieht, der wird das nicht schaffen. Ein gewisses Vertrauen in uns alle, die wir entscheidungsbefugte Menschen in einem demokratischen Prozess gewählt haben, kann hilfreich sein und halte ich in Deutschland für vernünftig.

Zuversicht?

Neben Sorgen und Angst nehme ich nach wie vor eine stabile Zuversicht in mir wahr. In meinen fast 60 Lebensjahren habe ich so manches letztlich gut überstanden. Das mag der Grund für dieses Gefühl sein. Beweise habe ich keine und als realistische Skeptikerin weiß ich: Es kann ganz böse enden – für mich und für die ganze Welt. Wir erleben einen Wendepunkt der Geschichte. Darin liegen Gefahren und Chancen. Wir tun meiner Ansicht nach gut daran, den aktuellen Stand bewusst zu akzeptieren: »Unsicherheit.«

Der 90-jährige Philosoph Jürgen Habermas sagte neulich: »Eines kann man sagen: So viel Wissen über unser Nichtwissen und über den Zwang, unter Unsicherheit handeln und leben zu müssen, gab es noch nie.« Er ist froh, so sagt er, dass es darüber jetzt eine intellektuelle Debatte gibt. – Dem kann ich mich nur anschließen.

● REGINA NAGEL

*"Niemand hat
das Recht
zu gehorchen"*



»Der wohl hervorstechendste und auch erschreckendste Aspekt der deutschen Realitätsflucht liegt jedoch in der Haltung, mit Tatsachen so umzugehen, als handele es sich um bloße Meinungen.[...] Auf allen Gebieten gibt es unter dem Vorwand, dass jeder das Recht auf eine eigene Meinung habe, eine Art Gentleman's Agreement, dem zufolge jeder das Recht auf Unwissenheit besitzt – und dahinter verbirgt sich die stillschweigende Annahme, dass es auf Tatsachen nun wirklich nicht ankommt. Dies ist in der Tat ein ernstes Problem, nicht allein, weil Auseinandersetzungen dadurch oftmals so hoffnungslos werden [...], sondern vor allem, weil der Durchschnittsdeutsche ganz ernsthaft glaubt, [...] dieser nihilistische Relativismus gegenüber Tatsachen sei das Wesen der Demokratie. Tatsächlich handelt es sich dabei natürlich um eine Hinterlassenschaft des Naziregimes. Man hat es hier nicht mit Indoktrinationen zu tun, sondern mit der Unfähigkeit und dem Widerwillen, überhaupt zwischen Tatsache und Meinung zu unterscheiden.«

Hannah Arendt, 1950 (aus dem Buch: Besuch in Deutschland)

Bildnis der deutsch-jüdischen Historikerin und politischen Philosophin Hannah Arendt an der Mauer im Hof des Geburtshauses der gebürtigen Lindenerin am Lindener Marktplatz 2 Ecke Falkenstraße, Stadtteil Linden-Mitte. Das Bild wurde nach einer Fotografie aus dem Besitz der Käthe Fürst (Ramat Ha Sharon, Israel) reproduziert und zeigt das bekannte Porträt der Philosophin mit Zigarette und ihrem berühmten Spruch »Niemand hat das Recht zu gehorchen« (Nobody has the right to obey). Das Kunstwerk ist eine im August 2014 fertiggestellte Auftragsarbeit der hannoverschen Graffiti-Künstler Patrik Wolters alias BeneR1 in Teamarbeit mit Kevin Lasner alias koarts ... Foto: Bernd Schwabe in Hannover · CC BY-SA 3.0

Wo ist mein Vater?

Zorn auf die Religion in der Pandemie

»Not guilty« – »Nicht schuldig«, ist der Urteilsspruch im ersten Buch, das sich in der Weltliteratur der Frage stellte, ob der Mensch für eine schwere Erkrankung selber verantwortlich sei. »Ijob« ist ein zusammengesetztes herbräisches Wort und heisst einfach: »Wo ist – Vater?«

Ijob war die erste literarische Figur, die den Ekel vor der Erkrankung mit dem Ekel an der Vorstellung von einem Gott verbunden hat, der den Menschen schuldig macht, um selber rein und heilig und gut zu sein. Ijob wurde zur menschlichen Gestalt, die ihre übelriechende Erkrankung nicht mit Schuldgefühlen sondern mit dem Aufstand gegenüber den falschen Gottesvorstellungen verbunden hat. Ijob wahrte als kranker Mensch seine Würde – vor Gott.

Es stimmt, dass Ijob seine Existenz vorbehaltlos dem Schöpfer des Himmels und der Erde verdankte. Die religiösen Freunde boten dementsprechend alles auf, was Israels Weisheit an Trost zu bieten hatte. Vor allem erinnerten sie ihn an den von Gott angeblich verfügt Zusammenhang von Erkrankung und Lebensführung. Wenn er leide, müsse er dafür schuldig sein – nur Gott könne ihn vom Grund der Erkrankung lösen.

Es war jedoch gerade dieser religiöse Trost, der sein Leiden unerträglich machte. Ijob verfluchte die religiösen Reden der Freunde, weil sie dem Leiden an der Krankheit auch noch das Leiden an der menschlichen Angst, Verzweiflung und Verwirrung hinzufügen würden. Für die Religiösen blieb »Gott« damit heilig, barmherzig, voller Liebe und gerecht. Sie priesen ihn als den wahren Arzt, der jeden heile, wenn er sich an ihn wende und ihm gerecht werden. Wenn. Wenn. Ja wenn.

Für die moralische Religion gibt eine Pandemie die Chance, sich selbst als die höhere Instanz des Heils anzubieten und dafür zu werben, dass es der versteckte Sinn des weltweiten Sterbens sei, uns endlich doch noch solidarisch und friedvoll, europäisch, human – und religiös werden zu lassen.

Nie zuvor hatte sich ein Mensch in so gewaltigem Zorn gegen diese Vorstellung von Gott erhoben, wie Ijob: »Wer ist es denn, wenn nicht Du?« schleudert er diesem krankheitserfindenden Gott der Freunde entgegen. Er will ihn vor das Gericht der Menschen zerren und verstummt in der Wut darüber, dass dieser Gott sich jeder Verantwortung entzieht. Neben Mose und neben Jesus nennt die Bibel Ijob dennoch – oder gerade deshalb? – einen »Gerechten«.

Gegenwärtig hören wir von der Religion die Forderung nach der Umkehr zur Solidarität und Menschlichkeit. Auch die Rhetorik von Gottes Barmherzigkeit und Güte und von seiner helfender Hand läuft und läuft und läuft.

Und wir hören das Jammern der Priester, denen die Show abhanden kam – die narzisstische Not des Klerus. Und die römisch-Katholischen hören urbi et orbi, dass sie als Träger des Corona-Virus ohne den Umweg über das Fegefeuer jetzt schon direkt in den Wartesaal des Himmels gekommen seien.

Es ist richtig, den Namen »Gott« als den Grund des Universums zu denken. Es ist jedoch unmöglich, die Gesetze der Natur von diesem Universum zu trennen, auch wenn diese Gesetze nicht moralisch sind und sich im moralischen Sinn durchaus böse auswirken. Die Viren agieren in der Tat unabhängig von gut und böse. Und ohne jede Absicht, die Menschheit zu strafen oder zu bessern.

Warum sollte es für religiöse Menschen nicht aufrichtig möglich sein, den Schöpfer Himmels und der Erde anzuklagen und ihm den Zorn der Menschheit entgegen zu schleudern? Ist es denn nicht unwürdig, »Gott« zu danken, dass er den Leidenden voller Liebe begegne?

Mir scheint, dass der rechte Segen auch darin bestehen könnte, dass kirchlich Laute ihren Mundschutz anlegen und ihre Augen öffnen.

● PETER EICHER

Mitgliederversammlung des Berufsverbands im Bistum Augsburg

Rund ein Viertel der Mitglieder trafen sich am 9. März 2020 in Mindelheim zur alljährlichen Mitgliederversammlung. Die Vorsitzende Gudrun Schraml konnte ein neues Mitglied unter den Anwesenden begrüßen, sowie die beiden Gäste Heidelinde Kotzian (Diözesanreferentin) und Robert Ochs (Abteilung POP). Es folgte ein stilles Gebet für den verstorbenen Bischof Viktor Josef Dammertz sowie für unseren künftigen Bischof Dr. Bertram Meier.

In ihrem Rechenschaftsbericht verwies Gudrun Schraml darauf, dass die Anzahl der Mitglieder leicht angestiegen ist auf aktuell 39 Personen. Bedenklich ist allerdings der Altersdurchschnitt, der zwischen 50 und 60 Jahren liegt. Die Mitglieder wurden darum gebeten, gerade bei jüngeren Kolleg*innen Werbung für die Mitgliedschaft im Berufsverband zu machen.

Der Delegierte Stefan Schneid informierte die Anwesenden über die Beschlüsse der letzten Bundesversammlung.

Bei den anstehenden Neuwahlen wurden Gudrun Schraml als Vorsitzende und Christian Zengerle als Schriftführer wiedergewählt. Neu in die Vorstandschaft rückt Gabriele Hartmann als Kassiererin. Damit konnte dieses Amt nach zwei Jahren Vakanz wieder besetzt werden. Stefan Schneid vertritt uns weiterhin bei der Bundesversammlung.

Ein Blick voraus: 2021 wird unser diözesaner Berufsverband 10 Jahre alt. Beraten wurde, ob und wie wir dieses Jubiläum feiern sollen. Denkbar wäre im Anschluss an den GR-Tag 2021, der im Jugendhaus in Seifriedsberg stattfindet, ein kleines Festprogramm mit Kabarett, Konzert und Rückblick. Die Vorstandschaft wird sich darüber weitere Gedanken machen.

Der inhaltliche Teil der Versammlung beschäftigte sich schwerpunktmäßig mit der Weiterentwicklung des Berufsbildes und der Pastoral im Bistum. Dazu waren drei Referenten eingeladen worden.

Christine Schaffranek informierte über Aktuelles aus dem Diözesanvorstand: In einem Gespräch mit dem ehem. Generalvikar Harald Heinrich und Herrn Karl Wolf von der Personalabteilung ging es um die Frage nach einer Neubearbeitung des Stellenplans. Es soll zwar keine Zwangsversetzungen geben, aber eine flexiblere Stellenbesetzung sei in Zukunft erwünscht. Außerdem beschäftigt sich der Vorstand mit den be-

ruflichen Möglichkeiten von GRs mit Doppel-Bachelor, einer engeren Verzahnung zwischen Diakonie und Pastoral und der Verbesserung der Zusammenarbeit in den Hauptamtlichen-Teams vor Ort.

Diözesanreferentin Heidelinde Kotzian berichtete über die Überlegungen in der Personalabteilung zur Weiterentwicklung des Berufsbilds. Vielfach wird der Wunsch nach Weiterentwicklung im Beruf geäußert, denn viele Kolleg*innen hängen in der Erstkommunion- und Firmkatechese fest! Die Diözese hat ein großes Interesse am Einsatz von Doppel-Bachelor- und Masterabsolventen und lotet Einsatzmöglichkeiten aus. Es zeichnet sich ab, dass es dazu bayernweit wohl keine einheitliche Lösung geben wird. Auch die tarifliche Bezahlung wird wohl von Diözese zu Diözese flexibel gestaltet werden. Das Modellprojekt »Dekanatsreferent« wird kommen und bald getestet. Hier soll v.a. auf GRs gesetzt werden; es wird eine höhere Entgeltgruppe geben, da mehr Verantwortung gefragt ist.

Angedacht ist auch, dass 20 Prozent der Arbeitszeit für konkrete Projekte reserviert werden können als Freiraum für »Herzensangelegenheiten«, die über die klassischen Felder hinausgehen. Gezielt sollen auch pilothafte Projekte unterstützt werden. Ziel der Berufsentwicklung ist eine größere Zufriedenheit in der Berufsgruppe.

Robert Ochs von der Abteilung Personal-, Organisations- und Pastoralentwicklung war eingeladen worden, um über »Pastoral auf neuen Wegen« im Sinne von lokaler Kirchenentwicklung im Bistum zu berichten. (Weitere Infos möglich über die Homepage der Abteilung: kirche-entwickeln-beraten.de.)

Wichtig sei es, nicht nur Lieblingsprojekte zu machen, sondern zu schauen, was im pastoralen Raum an der Zeit ist und wie Kirche dort präsent sein soll. Stichwort »Sozialraum-Analyse«: Was tut sich? Wie kann ich reagieren? Robert Ochs benannte drei Projekte, an denen er gerade arbeitet.

1) Klimaschutz

Die Diözese wird in die Klimaschutzarbeit einsteigen. Ein Klimaschutzmanager soll angestellt werden, der ein Konzept dazu erarbeitet, v.a. für Immobilien und kirchliche Flächen. So sollen z.B. die CO²-Emissionen von kirchlichen Gebäuden erfasst werden. Beispiele gibt es in anderen Diözesen, die das bereits praktizieren, z.B. Rottenburg-Stuttgart, Paderborn, Mainz. In Bayern bisher nur in Eichstätt.

2) Entwicklung eines neuen Stadtviertels

In Augsburg-Haunstetten Südwest wird ein neues Viertel mit über 10.000 Menschen geplant. Die Stadt Augsburg hatte bei der Diözese angefragt, wie Kirche dort präsent sein wolle. Nun gibt es Foren und Treffen zur Zukunftsplanung. Die Frage ist auch, inwieweit ökumenisch und evtl. auch interreligiös geplant wird. Ein neues Kirchengebäude soll es nicht geben, sondern Räume der Begegnung, evtl. auch mit diakonischem Aspekt.

3) Fördertopf für innovative pastorale Projekte

Es gibt einen Fördertopf, der momentan mit 100.000 € gefüllt ist. Gemeinden können sich bewerben, wenn folgende Kriterien zutreffen:

- sozial-räumlicher Bezug
- Neuartigkeit des Projekts (über den Standard hinaus)
- Beteiligung (partizipatives Projekt)
- neue Adressaten im Blick

Die Abteilung POP bietet den Pfarreien Begleitung in der Entwicklung ihrer Projekte an.

Aus dem Mitgliederkreis wurde schließlich angeregt, die Visitationsergebnisse auszuwerten, um Erkenntnisse über den Ist-Stand der Pastoral im Bistum zu gewinnen und Entwicklungsbedarf zu erkennen. Die Vorsitzende Gudrun Schraml konnte am Ende der Versammlung feststellen, dass es kleine ermutigende Schritte gibt, denen hoffentlich noch viele folgen werden!

● CHRISTIAN ZENGERLE UND GUDRUN SCHRAML



Synodaler Weg in Zeiten der Corona-Pandemie

In einer Pressemeldung vom 25.03.2020 wird berichtet, dass das Präsidium des Synodalen Weges per Videokonferenz tagte. An der Videokonferenz nahmen neben Bischof Bätzing der Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK), Prof. Dr. Thomas Sternberg, sowie als weitere Mitglieder des Präsidiums Karin Kortmann (ZdK) und Bischof Dr. Franz-Josef Bode (Osnabrück) teil.

Dem Präsidium ist bewusst, dass angesichts der Corona-Pandemie derzeit andere Themen weit mehr Beachtung finden als konkrete Fragen zum Synodalen Weg. Gleichzeitig unterstreicht das Präsidium, dass der Synodale Weg immer im Kontext der Stärkung von Glauben und Kirche steht und deshalb seinen Ort auch in den Herausforderungen dieser Wochen hat. Die Gremien des Synodalen Weges, so das Präsidium, können und werden an dieser Krise ungeahnten Ausmaßes nicht vorbei- und zur Tagesordnung übergehen. Ausdrücklich stellte das Präsidium fest, dass der Synodale Weg auch in den Themenformen fortgesetzt wird, wenngleich die Forenarbeit im Moment nicht in dem vorgesehenen Rahmen möglich ist.

Wir GR und PR, die seitens unserer Verbände Delegierte beim Synodalen Weg sind, sind weiterhin im Austausch. Die Foren, sowie deren Arbeitsgruppen treffen sich derzeit in Videokonferenzen, diskutieren die vorliegenden Themen und erarbeiten Textentwürfe. Statt der vom 3. bis 5. September 2020 vorgesehenen Synodalversammlung findet eine eintägige Konferenz an fünf Orten statt. Auch bei den Terminen der Synodalversammlungen gibt es Änderungen.

● REGINA NAGEL



Buchvorstellung

Rückbesinnung

vorgestellt von
 ● MARCUS LEITSCHUH



Die letzten Monate haben uns viel gezeigt. Es gab viel Rückbesinnung, viel Zeit mit den eigenen Gedanken und vielleicht einen geschärften Blick auf die Welt.

Die Kirche ist aktuell massiv herausgefordert, neu über ihre Identität und notwendige Reformen nachzudenken, um ihrem Auftrag gerecht zu werden. Der Band »Kirche im Wandel« dokumentiert einen theologischen Reformdiskurs, der auf Basis demoskopischer, soziologischer und philosophischer Erkenntnisse geführt wird. Biblisch-, historisch-, systematisch- und praktisch-theologische Reflexionen vertiefen zentrale Fragen nach dem kirchlichen Veränderungspotenzial. Beiträge stammen u.a. von Renate Köcher, Michael N. Ebertz, Hans-Joachim Höhn, Michael Seewald, Johanna Rahner, Ursula Nothelle-Wildfeuer, Peter Schallenberg und Christoph Jacobs. Auch wenn man sich manchmal mehr sprachliche Empathie für den Leser und die Leserin gewünscht hätte, solche Sammelbände sind unverzichtbar für alle von uns, die aktuell den Blick in die Zukunft wagen.

Respekt als christliche Lebenshaltung ist für Pater Mauritius Wilde die Grundlage menschlichen Zusammenlebens. »Respekt – Die Kunst der gegenseitigen Wertschätzung«

erklärt er die Bedeutung dieses wesentlichen Wertes für uns und die Gesellschaft. Er belässt es aber nicht bei der Theorie. Er zeigt Beispiele und bietet Übungen, wie wir einen respektvollen Umgang mit uns selbst, mit anderen und unserer Umwelt leben können und in eine Haltung gelangen, aus der ein wertschätzender Umgang miteinander wachsen kann. Empfohlen sei auch sein älteres Buch »Nüchternheit – Die Kunst, sich ein achtsames Herz zu bewahren«. Er lädt darin zu mehr Nüchternheit im Leben ein. Damit meint er nicht den Verzicht auf Genuss, sondern das anzunehmen, was Gott für uns bereithält. Ein unaufgeregter Blick auf das Leben und Gottes Gegenwart. Wortwörtlich.

Was bedeutet »Engherzigkeit« in Zeiten der Wutbürger, was »Freundschaft« in Zeiten von »facebook«? In seinem neuen Buch gibt Walter Kasper nicht weniger als eine Beschreibung der Existenz des Christen in der Welt von heute. Im Mittelpunkt steht bei ihm in »Die Freude des Christen« die Freude. Was können unsere Gründe sein? Wie finden wir sie in der Kirche, im Alltag, in der Bibel? Er schreibt an gegen die »Enge des Herzens«. Kaspers Buch enthält eine kleine Schule des Gebets ebenso wie eine Vision von Kirche, die dem Ruf zur Erneuerung durch Papst

Franziskus folgt. Kasper folgt seinen Spuren, aber auch den Schriften der Mystiker und Theologen wie Thomas von Aquin. Es ist kein heiteres Buch, aber es vermittelt etwas von der tiefen Freude, die der gläubige Mensch finden kann.

Der Bedarf an Trauerbegleitung wird größer, spezieller und umfassender. Das Buch »Übungsraum Trauerbegleitung« kommt dem Wunsch von Begleitenden entgegen, die nach zusätzlichen strukturierten Anleitungen suchen. Das Methoden- und Übungshandbuch stellt eine Fülle von Handhabungen und Fertigkeiten vor, die den Betroffenen einen anregenden Umgang mit ihrer Trauer ermöglichen. Der Kern des Buches besteht aus einer anlassbezogenen Sammlung von 77 alphabetisch geordneten Schlüsselbegriffen, wie zum Beispiel: Abschied, Aktionismus, Angst, Dankbarkeit, Einsamkeit, Erinnerung, Geduld, Glück, Jahrestage, Neid, Ohnmacht, Rationalisierung, Resonanz, Schuld, Trost. Zu jedem Begriff findet sich nach einer kurzen inhaltlichen Darstellung des Themas, Impulszitate aus der Begleitungspraxis oder aus der schönen Literatur eine je gleich strukturierte Übung. Die dazugehörigen Arbeitsblätter sind auch als Download abrufbar. Ein Buch, das sich ganz der Praxis verschrieben hat.



➤ Stefan Kopp (Hg.)
Kirche im Wandel?
 Ekklesiale Identität im Wandel (QD 306)
 Herder 2020



➤ Mauritius Wilde
Respekt
 Die Kunst der gegenseitigen Wertschätzung
 Vier Türme Verlag 2020



➤ Mauritius Wilde
Nüchternheit
 Die Kunst, sich ein achtsames Herz zu bewahren
 Vier Türme Verlag 2018



➤ Walter Kardinal Kasper
Die Freude des Christen
Patmos 2018



➤ Angela Kaupp (Hg.)
Pluralitätssensible Schulpastoral
Chancen und Herausforderungen angesichts religiöser und kultureller Diversität
Grunewald Verlag 2019



➤ Petra Bock
Der entstörte Mensch
Wie wir uns und die Welt verändern
Droemer Verlag 2020

Gesellschaftliche und religiöse Pluralität, ganztätiges Lernen und der pädagogische Anspruch der Inklusion sowohl von Kindern mit Migrationshintergrund als auch von Kindern mit besonderem Förderbedarf erfordern ein Umdenken auch in der Schulpastoral. Nur mit Pluralitäts- und Differenzsensibilität kann sie zu einer Schulkultur beitragen. Im Sammelband »**Pluralitätssensible Schulpastoral**« suchen Autorinnen und Autoren aus Wissenschaft und Praxis neue Wege. Praktisch-theologische Reflexionen, Impulse für die Aus- und Fortbildung sowie Beispiele gelungener Praxis stammen von Beate Brielmaier, Winfried Gebhardt, Beate Thalheimer, Winfried Verbürg u.a. sowie aus einem Gespräch mit Marie Luise Trocholepczy.

die eigene Neugier steigert. Auf die einfachen Dinge in der eigenen Umgebung, die in der komplizierter werdenden Welt hilfreiche Wegbegleiter sein könnten. Vom Brot bis zum Notizbuch, von der Briefmarke bis zu Federn. »Wunder warten überall« ist an sich schon ein kleines Wunder.

»Das alte Denken hat uns weit gebracht, aber es bringt uns nicht mehr weiter.« Das ist in »**Der entstörte Mensch**« einer der Grundansagen von Petra Bock. Wollen wir die gigantischen Herausforderungen unserer Zeit bewältigen, müssen wir ein fundamental neues Denken finden sagt Petra Bock und zeigt, wie es aussehen könnte und entwirft die Vision einer konsequent lebensfreundlichen Zivilisation. Warum ich dieses Buch pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ans Herz legen? Weil es nicht von einer Theologin ist oder einem religiösen Autor. Es zeigt, welche Debatte in der säkularen Welt läuft. Welche Begriffe gefunden werden, bei denen Religion und Gott, Glaube und Spiritualität nur noch bedingt eine Rolle spielen, auch wenn wir es glauben oder uns wünschen.

menarbeit mit dem BDKJ erschienen ist. Das Flexcover ist nicht besonders lesefreundlich, weil das Buch mit seinen fast 400 Seiten ganz schön unter Druck steht und irgendwie immer dem Hang zum Zuklappen hat. Damit aber schon genug der Kritik. Es ist gut, dass dieser neue Blick auf und in die Bibel gewagt wird. Die Mischung aus Bibeltext und Kommentar ist klug und optisch ansprechend gemacht. Die Bibeltexte finden so Hintergrundinformation und Einordnung. Die Bibel lässt die Menschen in und hinter diesen Texten auf einzigartige Weise lebendig werden und erzählt von den Ängsten und Hoffnungen jener Zeit, die erstaunlich viel mit den Ängsten und Hoffnungen unserer Gegenwart zu tun haben.

Stefan Weigand ist ein erfahrener Buchmacher mit einem Gespür für Themen, Formulierungen, Begriffe und Bilder. »**Wunder warten überall**« steht für eine Wiederentdeckung der einfachen Dinge. Bleistifte werden gewürdigt, Postkisten bejubelt, Schallplatten wiederentdeckt und Schreibmaschinen entstaubt. Auf die in der Verarbeitung so schwierige Quitte wird ebenso ein Loblied gesungen wie auf den echten Feierabend und Buchhandlungen. Immer mal wieder kann man in das Buch hineinfinden und wird entdecken, dass es

Einen Nachteil hat die neue Jugendbibel »**Wir erzählen die Bibel**«, die in Zusammen-



➤ Monika Müller · Sylvia Brathuhn · Matthias Schnegg
ÜbungsRaum Trauerbegleitung
Methodenhandbuch für die Arbeit mit Trauernden
Vandenhoeck & Ruprecht 2019



➤ Stefan Weigand
Wunder warten überall
Die Wiederentdeckung der einfachen Dinge
Kösel Verlag 2020



➤ Christian Linker · Peter Otten (Hg.)
Wir erzählen die Bibel
Texte der Einheitsübersetzung aus ungewöhnlicher Perspektive lesen.
Herder 2020

Zwischenruf von Marcus C. Leitschuh

Handeln, nicht behandelt werden

Das berühmte Lied »Herr, erbarme dich« von Peter Janssens steht mittlerweile im Gotteslob. Die Strophen werden freilich selten gesungen. Sie sind Teil seiner »Bauernoper« und wurden erstmals 1973 im Schlussgottesdienst auf dem Kirchentag in Düsseldorf gesungen. »Wie aus dem Kreise brechen, abspringen vom Karussell der Entfremdung? Handeln, nicht behandelt werden. Das heißt Protest gegen uns, gegen unseren Turmbau zu Babel. Das heißt Aufstand gegen uns, gegen unseren Tanz ums goldene Kalb. Das heißt Unruhe in uns, gegen unseren Schlaf am Ölberg. Das fordert Mut von uns, Mut zum ersten Schritt auf das Wasser. Zerreißt eure Herzen, zerreißt nicht eure Kleider.«

Fast 40 Jahre später werden diese Strophen in den Lobpreisgottesdiensten wohl eher weniger gesungen, die vielerorts die klassischen »Jugendgottesdienste« abgelöst haben. Religiöser Gesang, das ist mehr Anbetung, mehr »Jesus König« und »Vergebung«, mehr »lobt ihn« und »er liebt uns«.

Die 1970er Jahre waren geprägt von einem politischen Christentum. Eine »Beat-Messe« war eine spirituelle und musikalische Sensation. Man ging aus dem Gottesdienst und wollte etwas tun. Hilfswerke und Initiativen entstanden.

Und heute? Wir haben uns an die Caritas gewöhnt. Misereor macht das schon. Auf der anderen Seite droht ab und an auch eine bloße Nabelschau und das Kreisen um die kirchenpolitischen Themen. Ich meine, es braucht immer mal wieder einen Weckruf, dass Christinnen und Christen sich nicht in liturgischer Wohligkeit zurückziehen. Der Weltauftrag der Christen darf nicht unterschätzt werden.

Der Jesuit Jörg Alt zeigt in »Handelt!«, dass Bibel und katholische Soziallehre uns alles Nötige an die Hand geben, um unsere Zukunft sozial gerechter und ökologisch nachhaltiger zu gestalten. Alt möchte Leserinnen und Leser dazu ermutigen, sich als Christinnen und Christen in diesen



Jörg Alt
Handelt! Ein Appell an
Christen und Kirchen,
die Zukunft zu retten.
Vier-Türme Verlag 2020

Feldern zu engagieren, statt sich in innerkirchlichen Debatten zu verlieren. Nicht jeder politischen These muss man zustimmen, aber es lohnt, sich wieder neu die politische Dimension des Christentums bewusst zu machen. Nicht ohne Grund waren es viele Christinnen und Christen, die das Grundgesetz mit gestalten wollten. Sie sangen in der Kirche und prägten die Gesellschaft mit.

Die Herausforderungen unserer Zeit sieht Jörg Alt von Finanzkapitalismus und Ressourcenübernutzung sowie positives und negatives Potenzial technischer Innovation ausgehen. Genau da bräuchte es die Stimme der Christinnen und Christen. Und ihr »handeln, nicht behandelt werden«.

IMPRESSUM

Herausgeber

Bundesverband der Gemeindereferenten/-innen und Religionslehrer/-innen in den Diözesen der Bundesrepublik Deutschland e. V.

Redaktionsanschrift

v.i.S.d.P.: Regina Nagel
Friedhofstr. 6 · 74259 Widdern
Tel. (01 57) 581 713 04
redaktion@gemeindereferentinnen.de

Redaktion

Regina Nagel, Widdern
und viele im Innenteil namentlich genannte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.
Alle arbeiten ehrenamtlich!

Das Gemeindereferentinnen-Magazin versteht sich als Diskussionsforum unterschiedlicher Perspektiven. Namentlich genannte Autoren geben daher nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Eine inhaltliche Zensur findet nicht statt.

ISSN 2191-6942

Titelfoto

Foto: daniel_tafjord@unsplash.com

Karikaturen

Thomas Pläßmann, Essen

Layout

Martin Kröger, Linder (Oldbg.)

Druck

Offset Friedrich GmbH & Co. KG Ubstadt-Weiher

Versand

Ökumenisches Arbeitslosenzentrum
Recklinghausen e.V.

Redaktionsschluss für die Ausgabe 3/2020:

1. August 2020 · Bitte vormerken!

Artikel bitte an

redaktion@gemeindereferentinnen.de

Fördermitgliedschaft

im Gemeindereferentinnen-Bundesverband

gemeindereferentinnen
bundesverband

Wunsch nach einer Berufsgruppenvertretung?
Interesse, die Arbeit des Bundesverbandes zu unterstützen?
Lust, regelmäßig das Magazin zu lesen?

Werden Sie Fördermitglied!

Fördermitglied können Sie werden, wenn Sie als Gemeindereferent/in in einem Bistum ohne Berufsverband arbeiten, oder wenn dieser Berufsverband nicht dem Gemeindereferentinnen-Bundesverband angeschlossen ist. Sie können auch Fördermitglied werden, wenn Sie in einem anderen Beruf als dem der Gemeindereferentin tätig sind. – Als Fördermitglied unterstützen Sie die Aufgaben und Anliegen des Bundesverbandes finanziell. Als Dankeschön erhalten Sie alle 3 Monate kostenfrei das Magazin zugestellt.

Bitte hier abtrennen.



Antrag auf Fördermitgliedschaft

Name:

Anschrift:

Tel.: Fax:

Mail: Diözese:

Beruf:

Einzugsermächtigung als SEPA-Lastschriftmandat

Ich ermächtige den Gemeindereferentinnen Bundesverband einmal jährlich zum 15. März Euro (mind. 15 Euro) als Mitgliedsbeitrag von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Gemeindereferentinnen Bundesverband auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen. | **Hinweis:** Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrages verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

IBAN: DE..... Name Kreditinstitut:

Datum/Unterschrift:

Bitte senden Sie das Formular an:

Martin Binsack · Konradinstr. 6 · 81543 München · Mail: binsack.muenchen@t-online.de

Ist dies Ihre richtige Adresse?

Sie haben die letzte oder diese Ausgabe des Gemeindereferentinnen-Magazin gar nicht bekommen oder sie ist an eine falsche Adresse geliefert worden? Wenn Sie zu einem diözesanen Berufsverband gehören, melden Sie bitte Ihre richtige Adresse dort. Wir bekommen von den Diözesen rechtzeitig vor Versand eine aktualisierte Adressdatei geliefert. Wenn Sie Fördermitglied sind, geben Sie Ihre neue Adresse bitte direkt weiter an:

Stefan.Hain@gemeindereferentinnen.de

